№ 33. III. Jahrgang.

Breslauer Sonntagsblatt

Illustrirte Schlesische Wochenschrift.

Abonnements nehmen außer der Expedition in Breslau alle Buchhandlungen und Postanstalten des deutschen Reiches entgegen.

Ausgegeben am 11. Mai.
Der Jahrgang läuft vom 1. October 1883 bis dahin 1884.

Abonnements-Preis bei allen Buchhandlungen ℳ 1. — pro Quartal; bei sämmtlichen Postanstalten ℳ 1,20 pro Quartal. Preis der einzelnen Nummer 10. Pfg.

Die Schloßfrau von Scharfenstein.

Nachdruck verboten.
Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Roman von E. von Wald.

(Fortsetzung.)

Adelheid war allein; dieser simple Rechtsanwalt, der für ein paar Groschen das Recht in Unrecht, das Unrecht in Recht verdrehte, der den Mörder für baares Geld zum Engel und dann auf Verlangen wieder zum Mörder machte, der zeigte ihr, der Baronin Feldern-Mändorff, der Tochter des Ministers, die ihn der Beachtung würdigte, der die Herrenwelt zu Füßen lag, — daß er sich aus ihrer Gesellschaft nichts machte. Es war empörend, es war unerhört!

Indischer Wald. (Text siehe Seite 527.)

Er konnte sich unterhalten, er konnte sogar liebenswürdig sein, hatte Geist und Verstand, doch scheinbar nur für Friederike, mit der er vorhin so angenehm plauderte, während er an sie nicht ein einziges Mal das Wort gerichtet hatte. —

Gusomar führte während dieser Zeit mit seinem Vetter ein peinliches Gespräch. Er gestand ihm ein, daß seine pecuniäre Lage derart derangirt wäre, daß er nicht im Stande sei, das Gut zu halten, wenn sein Vater ihm seine Hilfe versage. Kummervoll und niedergedrückt erschloß er ihm sein Herz, ließ ihn einen Blick in seine Familienverhältnisse thun, beklagte sich bitter über seine Gattin, deren Thun und Treiben ihm tiefen Kummer bereite. Theobald hörte theilnehmend zu; — was war Adelheid für eine Frau, wie unendlich viel höher stand Friederike da, und einst hatte er gewünscht, daß sie sich an Adelheid ein Beispiel nehmen sollte!

Theobald versprach, mit seinem Vater schriftlich in Gusomars Interesse in Verbindung zu treten und ihm dann zu berichten.

„Halt," rief er, als sie sich wieder herunter zu den Damen begeben wollten, „da fällt mir ein, Adelheid war so freundlich, mir in Nizza eine Summe vorzustrecken; verzeih', ich habe es bis jetzt unterlassen. Die diese zurückzuzahlen, ich werde das Versäumte sofort nachholen."

Gusomar theilte ihm mit, daß das Geld wenige Tage nach seiner Abreise schon durch seinen Vater übersandt worden sei.

„Friederike! Die liebe, böse Friederike!" sagte Theobald freudig, und den wahren Sachverhalt durchschauend, überflog ein glückliches Lächeln sein Gesicht.

Bald darauf ging man zur Tafel; Berger saß neben der Schloßfrau. Wenn auch die Unterhaltung eine allgemeine war, so wandte der Rechtsanwalt seine Aufmerksamkeit doch besonders Friederiken zu; Adelheid bemerkte es mit Mißbehagen und nahm nach Tische, als man eine kleine Promenade in dem Parke machte, Gelegenheit, ihren Vetter, dem sie den Arm reichte, scherzweise mit dem schwärmerischen Courmacher seiner Frau zu necken.

Theobald lachte. „Ja, ja, schöne Cousine, das Bestreben, sich huldigen zu lassen, ist nun einmal den Frauen angeboren. Nun, lassen wir ihnen das harmlose Vergnügen und — suchen wir uns zu revanchiren!"

Der Versuch, ihren Vetter eifersüchtig zu machen, scheiterte zwar an dessen Harmlosigkeit und dem Vertrauen zu seiner Frau, sie hatte aber doch das Vergnügen, auch hier in Scharfenstein in Gestalt ihres Vetters einen Verehrer zu finden.

Achtzehntes Capitel.

Graf Feldern weilte mit seiner Gemahlin in Italien; das südliche Klima that der Patientin wohl, wenn es auch den traurigen Lauf der Brustkrankheit nicht hemmen konnte, so hielt es ihn doch wenigstens auf. Die Briefe, die sie an ihre Kinder schrieb, enthielten wenig über ihren Zustand; sie liebte es nicht, nutzlos zu klagen, ertrug still und in Gott ergeben ihr Schicksal. Die Nachrichten aus Scharfenstein machten es ihr leichter, sich darein zu finden. Das Bewußtsein, Theobald auf guten Wegen zu wissen, beglückte sie und war ihr die beste Medicin.

Die Verhältnisse in Mändorff bekümmerten ihr Herz, Gusomar erregte ihr aufrichtiges Mitleid, obgleich sie seine unmännliche Schwäche seiner Frau gegenüber nicht begreifen und nicht verzeihen konnte. Zahlreiche Briefe von Freunden und Bekannten schilderten Adelheids Auftreten als äußerst tactlos, ihren Verkehr mit den Herren geradezu als unpassend.

„Sie häuft Schande auf unseren guten Namen; so lange sich Gusomar nicht entschließt, sich von ihr zu trennen, so lange sind keine Aussichten, daß es dort wirklich besser wird. Ich werde ihm offen meine Meinung hierüber schreiben," äußerte sie gegen ihren Mann.

Der Graf war mit dem Vorschlage seiner Gattin, obgleich er dessen Nichtigkeit wohl einsah, nicht zufrieden, er wollte sehen, wenn sie erst selbst wieder daheim wären, ob sich die Sache nicht auf andere Weise arrangiren ließe.

Gräfin Feldern lächelte trübe: „Ich werde mein geliebtes Feldernburg lebend nicht wiedersehen, und meine Ansicht ist, daß hier ein rasches, energisches Eingreifen das einzige Radicalmittel ist!"

„Thu' mir die Liebe," antwortete der Graf, „warten wir damit, bis wir daheim sind!" Die Gräfin schwieg und berührte diesen Punkt nicht weiter.

Das Verhältniß zwischen Gusomar und seiner Gattin entwickelte sich immer trauriger; unliebsame Scenen waren in Mändorff an der Tagesordnung, zum Theil entsprangen sie aus den maßlosen Geldausgaben, die Adelheid machte, zum Theil aus den differirenden Ansichten über die Erziehung der Kinder, noch öfter aber aus ihrem Benehmen, das immer freier und ungenirter wurde. Sie ritt spazieren und unternahm Jagdausflüge ohne ihren Gatten, nur in Begleitung eines der vielen Herren ihrer zahlreichen Bekanntschaft, die mehr als je die Gastfreundschaft des Hauses in Anspruch nahmen. Die Familien der Nachbarschaft zogen sich mehr und mehr zurück, Damenbesuche gehörten zu den größten Seltenheiten in Mändorff. Die verheiratheten Herren Lumen wohl noch zu den Jagden, wären diesen am liebsten aber auch fern geblieben, und nahmen die Einladungen nur Gusomars wegen an, dessen Geschick man aufrichtig beklagte.

Der Winter war zu Ende, der Frühling zog wieder ein mit all' seinem Farbenschmuck. Der alte Scharfenstein war bräutlich grün bekränzt, der Blick vom Balcon hinunter auf den umblühten See, hinaus über das flache Land, das weiß und rosenroth im Schmuck der Obstbaumkronen prangte, war bezaubernd.

So wonnig es ringsum grünte, so stand doch die Herrin all' dieser Schönheit im tiefen Ernst an's Geländer des Balcons gelehnt und ließ den Blick träumerisch darüber schweifen. So ernst diese schönen Augen blickten, so oft auch eine stille Thräne sich durch die Wimpern drängte, so waren sie doch nicht traurig, es war kein Schmerz darin zu lesen, nein, nur Ernst, tiefer, heiliger Ernst — des stillen nahenden Mutterglückes. Schon längst hatte sie es geahnt, jetzt war es ihr zur süßen Gewißheit geworden. Leicht schrak sie zusammen, als sich die Hand ihres Gatten sanft auf die Schulter legte.

„Ein Brief von dem Arzt Deiner Mutter, liebes Herz," sagte er. „Ich denke, daß es nichts Schlimmes zu bedeuten hat. Erlaube, daß ich ihn zuerst lesen darf!"

„Von meiner Mutter?" rief Friederike erschreckt und hatte das Schreiben schon erbrochen. Mit fliegender Hast las sie es durch. „Mama ist krank, wenigstens nervös ungemein erregt, der Arzt schreibt, daß es von guter Wirkung sein würde, wenn ich sie besuchte."

„Sollte es nicht besser sein, wenn ich hinreiste, um sie hierher zu uns zu bringen? Ich sollte meinen, die herrliche Natur, die unseren alten Scharfenstein jetzt umgiebt, müsse ihren Nerven besser sein als alle Medicin," meinte Theobald.

„Denselben Vorschlag hat ihr der Arzt, wie er schreibt, auch schon gemacht, sie setzt ihm aber einen krankhaften Eigensinn entgegen."

„So reise, mein liebes Herz; ich würde Dich begleiten, Du weißt aber, die Bestellzeit hält mich hier fest. Ist es jedoch nothwendig, oder Dir nur erwünscht, daß ich komme, so genügt eine Depesche, um mich zu Dir zu führen!"

Noch an demselben Tage brachte Theobald seine Gemahlin zur Bahnstation, bekümmerten Herzens fuhr Friederike hinweg. Theobald erschien das Schloß wie ausgestorben, es war ihm, als wäre der gute Geist, als wäre alles Leben daraus entwichen. Die Stunden schlichen langsam dahin, um ihren Gang zu beschleunigen, ließ er satteln und machte einen Ritt durch die grünenden Felder.

Friederike langte gegen Abend bei ihrer Mutter an, erstaunt über ihr plötzliches Erscheinen brach Letztere in Thränen aus und umarmte sie so stürmisch, wie es sonst so gar nicht ihre Gewohnheit war. „Du bist da, Du kommst

zu mir! Habe Dank, mein Kind, daß Du Deine Mutter nicht verlässt!" rief sie erregt und brach von Neuem in krampfhaftes Schluchzen aus. Friederike sah sie mitleidig an; daß sie sehr angegriffen, sehr leidend war, stand außer Zweifel. Diese traurige Stimmung machte jedoch bald einer ausgelassenen Heiterkeit Platz, wie sie sonst so gar nicht in dem Charakter der Geheimräthin lag. Erst nach und nach wurde sie ruhig und unterhielt sich mit ihrer Tochter in der altgewohnten Weise.

„Wie kommst Du jetzt gerade zu mir, mein Kind?" fragte Frau von Wentland.

„Ich habe Einkäufe in der Stadt zu machen, ein Haushalt wie der unsere fordert Dies und Jenes, und da ich meinen lieben Scharfenstein doch verlassen mußte, um Alles zu besorgen, so dachte ich das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden und fuhr hierher!"

„Du hättest mir keine größere Freude machen können, mein Kind. Wie lange gedenkst Du zu bleiben?"

„Ich dachte bis übermorgen; morgen will ich Christiane besuchen!"

Das Gesicht der Geheimräthin umdüsterte sich bei Nennung dieses Namens.

„Ich habe sie seit Wochen nicht gesehen!"

„Seit Wochen? Aber wie ist dies gekommen?" rief Frau von Feldern.

„Lassen wir das, es regt mein Blut von Neuem auf!" Mit diesen Worten erhob sich die Geheimräthin und durchmaß, wie sie dies bei großen Gemüthsbewegungen zu thun pflegte, das Zimmer. „Sie ist ein herzloses, undankbares Geschöpf. Der arme Gatersbach thut mir leid, ich bedauere es, daß ich ihm nicht vorher die nöthigen Aufklärungen gegeben habe; sie quält ihn, tyrannisirt das ganze Haus. Die Kinder sind noch nicht da, alle Welt ist außer sich darüber, begreift nicht, daß der Präsident kein Machtwort spricht. Ich — ich begreife es," rief sie, indem ihre Stimme einen gehässigen, schrillen Ton annahm, „ich würde ihr meine Kinder auch nicht anvertrauen, sie sind bei der Schwester viel besser aufgehoben, als bei ihr!"

Friederike war bekümmert; wie war hier Alles so traurig, so verworren! Jetzt schon zog es sie nach ihrem stillen Scharfenstein zurück, den sie doch erst vor wenigen Stunden verlassen hatte, der ihr jetzt doppelt heimisch, doppelt traut erschien.

„Sie macht den Mann unglücklich, alle Bande der Geselligkeit, der Freundschaft sprengt sie auseinander, ihr Hochmuth, ihre Herrschsucht kennt keine Grenzen, die ganze Regierung ist in zwei Parteien getheilt. Ein Theil der Beamten schließt sich ihr aus kleinlichen Rücksichten an, obgleich sie im Herzen ihr ebenso gram sind wie die Anderen. Die andere Partei hält zum Regierungsrath von Schliemann, der oder vielmehr dessen Frau ihren ganzen Zorn erregt. Wie es noch enden soll, ich weiß es nicht, ich fürchte aber: mit nichts Gutem!"

Der Geheimräthin war es ein Bedürfniß, sich einmal auszusprechen, ihr Herz dadurch zu erleichtern; aufgeregt fuhr sie fort: „Gegen mich, ihre Mutter — die ihr Alles, Alles geopfert," — sie sprach diese Worte dumpf und mit düsteren, finsteren Blicken, — „benimmt sie sich abscheulich. Nicht undeutlich hat sie mir zu verstehen gegeben, daß ihr meine Besuche durchaus nicht angenehm sind!"

„Aber, Mutter, wie ist das möglich?"

„Es ist so, mein Kind! Gute Nacht, Friederike! So sehr es mich erleichtert hat, Dir mein Herz ausgeschüttet zu haben, dennoch hat es mich angegriffen. Leg' Dich auch bald zur Ruhe!"

Schmerzlich empfand Friederike, was sie gehört hatte, aber sie fühlte sich beglückt durch die Wärme des Tones ihrer Mutter gegen sie, den sie sonst so oft vermißte.

Sie konnte sich noch nicht entschließen, ihr Lager aufzusuchen; lange noch saß sie im dunklen Zimmer, sah hinaus auf die menschenleere Straße, dachte an ihr liebes friedliches Scharfenstein — und an Theobald.

„Gute Nacht!"

„Gute Nacht!" hörte sie von unten — sie schreckte zusammen, die Stimmen, die den Nachtwunsch wechselten, waren ihr bekannt, es waren Berger und seine Mutter, welche ihm beim Abschied etwas entgegenhielt. Friederike sah näher hin — erkannte ein Kind, eben drückte Berger den Abschiedskuß auf den dargebotenen Kindermund.

Friederike ging zu Bett; lange konnte sie den Schlummer nicht finden, der Zustand ihrer Mutter flößte ihr ernstliche Besorgniß ein, das Benehmen Christianes gegen dieselbe that ihr weh, für Herrn von Gatersbach und seine „armen" Kinder — unwillkürlich setzte sie dieses Wort stets hinzu, wenn sie ihrer gedachte. Doch mehr als Dieses beschäftigte sie der Gedanke, in welchem Zusammenhange Berger wohl zu dem Kinde stand, welches bei seiner Mutter untergebracht war, über dessen Herkunft so wunderbare Gerüchte umliefen, und welchem er offenbar mit großer Zärtlichkeit zugethan war. Vor kurzer Zeit war er erst in Scharfenstein gewesen, hatte ihr von seinen Eltern, von Allem erzählt, was sie nur entfernt interessiren konnte, was ihn beschäftigte; von diesem Kinde, das ihm doch sicherlich ungemein am Herzen lag, hatte er ihr kein Wort gesagt.

Die junge Frau schlief endlich ein, ihr Schlummer war ein erquickender, rosige Träume umgaukelten ihr Lager, liebliche Kinderaugen lachten sie an, ein Kindermund flüsterte leise: „Mutter — lieb' Mütterlein!"

Am nächsten Morgen, bei der grellen Beleuchtung des Tageslichtes sah Friederike erst, wie abgespannt und elend die Geheimräthin war; sie erschrak, als sie dieselbe erblickte und mußte sich gewaltsam zusammennehmen, den Eindruck nicht merken zu lassen. Frau von Wentland war dies jedoch nicht entgangen. „Nicht wahr," sagte sie, „ich bin alt geworden, entsetzlich alt — die weißen Haare sind schon da, und die Falten kommen. — Es ist heute lebhafter hier als sonst," fuhr sie fort, „der Provinzial-Ausschuß beginnt seine Sitzungen, es sind viele Herrschaften vom Lande hier. Heute ist Eröffnung, dann folgt ein großes Diner, und morgen ist, wie alljährlich, der Ständeball. Ich wundere mich, daß Dein Mann nicht zugegen ist?"

„Richtig — richtig," entgegnete Friederike, „ich dachte gar nicht daran, Herr von Feldern-Mandorff sagte mir davon; es soll mich wundern, ob es seine Frau noch durchgesetzt hat, ihr hierher zu begleiten. Theobald hat als Lehnsherr von Scharfenstein, das zwar hart an der Grenze liegt, aber doch schon zur Nachbarprovinz gehört, keinen Sitz und keine Stimme bei dem Ausschuß. Er hätte sonst als Vertreter seines abwesenden Vaters für Feldernburg erscheinen müssen, doch Du weißt, daß er in neuester Zeit wenig Gefallen an solchen Festlichkeiten findet!"

Der Mittag kam heran, Friederike schickte sich an, einige Einkäufe in der Stadt zu machen und ihre Schwester Christiane zu besuchen; Frau von Wentland legte sich erschöpft auf das Sopha.

Die Besorgungen gingen nicht so schnell von statten als Frau von Feldern hoffte; hier und da traf sie einen Bekannten, der sie begrüßte und aufhielt. Bei dem Möbelhändler war sie gewesen, um für Theobald einen feuerfesten Geldschrank zu bestellen, der ihm noch fehlte; in verschiedenen Porzellangeschäften hatte sie Einkäufe gemacht, sehnsüchtigen Blickes blieb sie an den Läden der Weißwarenhändler stehen und betrachtete die kleinen Sachen für zukünftige Weltbürger, die da ausgebreitet lagen; so gern sie es auch gethan hätte, es hielt sie ein unbestimmbares Gefühl ab, einzutreten. Sie begab sich auf den Heimweg. „Halt," dachte sie, „der guten Frau Meisterin muß ich doch einen Besuch machen, ich habe

es ihr versprochen, sie auch als Baronin Feldern nicht zu vergessen." — Beschleunigt wandte sie ihre Schritte der Vorstadt zu. Vielleicht wären der Besuch und die Bestellung noch verschoben worden, es zog sie aber mächtig dorthin, und erröthend mußte sie sich eingestehen, daß der Drang, das kleine geheimnißvolle Wesen, das bei der Frau Berger weilte, zu sehen, ihren Entschluß unterstützte.

Einen Augenblick hielt sie inne, einen Augenblick rieg der Entschluß auf, umzukehren, doch im nächsten war sie schon wieder eine Strecke vorwärts geschritten. Da war der freie Platz, da stand die alte Linde, jetzt prangend im grünen Blätterschmucke, mit duftenden Blüthen übersäet, den Vögeln und der Jugend, die sich hier lustig tummelten, ein willkommener Aufenthalt. Dort lag das kleine Haus, und über der Thür hing noch das wohlbekannte Schild: „Friedrich Berger Schuhmachermeister."

Unter dem Baume hielt sie still, sie blickte stumm auf die Rasenbank und gedachte dessen, was sie einst hier begraben, doch bald hob sie den Blick hinauf zu den Zweigen, in denen es so lustig sang, durch deren Blätterdach der blaue Himmel froh und freundlich strahlte. Ihre Brust war dankerfüllt, ihr war's, als wenn aus düsterem Grunde der Baum der Hoffnung sprieße. So mußte es Dem zu Muthe sein, der am Grabe seiner ersten Liebe steht und dennoch beglückt wird durch den Besitz eines anderen Herzens, das ihm in Liebe schlägt. Leise rauschte es wie damals wieder in den Zweigen, doch schien es ihr, als ob ein Ton sich darin abhob von den anderen, ihr war's, als ob sich Worte daraus fügten, und diese Worte, so flüsternd sie gesprochen — das Herz verstand sie deutlicher als das Ohr — sie bedeuteten: „Mutter—lieb' Mütterlein!"

Sie stand im Hausflur und klopfte. „Herein!" rief die Alte. Der Platz des Meisters war leer, an seiner Stelle saß ein Mägdlein mit blondem Lockenkopf und klopfte in komischem Ernste mit dem viel zu großen Hammer auf eine alte Sohle; die Frau Meisterin saß dabei, der Strickstrumpf war ihr aus der Hand gesunken und über die Hornbrille hinweg sah sie die elegante Dame, die sie nicht gleich erkannte, an.

Friederike trat ihr freundlich entgegen, reichte ihr die Hand, doch einen Augenblick ließ sie die Alte warten, bis sie einschlug; alles Herzweh, was sie für ihren Fritzing überstanden, bestürmte mit neuer Kraft ihr Mutterherz. Doch lange konnte sie nicht widerstehen, Friederikens herzgewinnende Freundlichkeit machte es ihr unmöglich.

„Sie sind es, Frau Baronin! Ja, Sie sind es wahrhaftig." Geschäftig schob sie ihr einen Stuhl hin und erkundigte sich nach ihrem Befinden. Während die Alte geschwätzig ihrer Zunge freien Lauf ließ, wandte Friederike keinen Blick von dem Angesicht des Kindes, das mit seinen großen Augen erst neugierig zu ihr aufsah, dann unbehindert sein Stückchen Leder weiter bearbeitete.

„Nicht wahr, ein lieber Schelm, mein Pflegling. Oh es ist klug wie Eins, zuweilen zwar etwas eigensinnig, aber doch ein lieber Schelm!" rief die Meisterin und streichelte zärtlich das lockige Haar der Kleinen.

Friederike beugte sich freundlich zu ihr herab, das Kind griff nach ihrer Hand. Gern hätte sie gefragt, wem das Kind eigentlich gehöre, doch brachte sie diese Frage nicht über ihre Lippen. Die Meisterin fuhr fort:

„Mein Sohn hat die Waise adoptirt, sie ist sein ganzer Stolz und seine Freude — und" — setzte sie traurig hinzu — „nun das ist gut, denn eine Freude muß der Mensch am Ende doch haben!" — Ihre Stimme klang so trübe, so schmerzerfüllt, ihr Auge sah so umflort aus, als wenn es nur mit Gewalt den Thränen wehrte. Friederike verstand sie wohl, die schlichten Worte schnitten ihr in's Herz.

„Mein Sohn ist der Vater nicht — o nein — das würde er seiner Mutter nicht verschweigen. Des Kindes Mutter war eine junge schöne Tänzerin, das habe ich erfahren; die alte Frau, die es mir brachte, hat es erzählt, und mein Sohn hat mir's auch zugegeben, doch wer der Vater ist, das will er mir nun einmal nicht sagen. Na und am Ende kann es mir gleich sein, was kann das arme liebe Kind dafür?"

Wieder legte sie ihm die knochige Hand wie segnend auf das Haupt. Friederike wandte keinen Blick von diesen Zügen, es lag etwas darin, das sie unwiderstehlich anzog, eine Erinnerung tauchte in ihr auf — ja — jetzt wußte sie's — so hatte das Kindergesichtchen ausgesehen, das ihr heute Nacht im Traume erschienen war.

Frau Berger schwatzte weiter. „O, schöne Sachen hatte sie, als mein Fritz sie brachte, Alles gut und ordentlich; sonst freilich nichts, als einige Kleinigkeiten von ihrer verstorbenen Mutter. Du lieber Gott, ein kleines Herz, ein goldnes Kreuzchen und eine Kette aus rothen Korallen. Ich hebe es auf, bis sie groß ist, dann hat sie doch ein Andenken von der Entschlafenen. O, der kleine Schelm ist auch schon eitel, einmal habe ich ihr das goldne Herzchen umgebunden, da wollte sie das Dingelchen gar nicht wieder vor sich lassen und auf dem kleinen Spechtals da stand es ihr gar gut!" — Wie um die junge Frau von der Wahrheit ihrer Worte zu überzeugen, zog sie ein Schubfach auf, ergriff das schwarze Sammethändchen mit dem Herzen und band es ihr um. Die Kleine äußerte sofort ihre Freude. „Nun passen Sie nur auf, jetzt giebt es die eitle Grete bestimmt nicht wieder her!"

Die Meisterin wollte es wieder abnehmen, das Kind griff darnach, dabei fiel es zu Boden.

„O!" rief die Baronin und beugte sich zur Erde, um es aufzuheben.

„Lassen Sie nur, gnädige Frau!" sagte die Meisterin und bückte sich auch. Frau von Feldern hielt es schon in der Hand, es war aufgegangen, ein leichter Aufschrei entrang sich Friederikes Lippen, das Bild Theobalds starrte ihr entgegen, krampfhaft drückte sie die Kapsel zusammen.

„Haben Sie sich weh gethan, Frau Baronin?"

„Ich — ich stieß mich ein wenig an die Hand, es ist schon vorüber!" entgegnete diese und erhob sich wie in einem tiefen Traum befangen.

„Mein Gott, ist Ihnen nicht wohl?" fragte besorgt die Meisterin.

„Nur etwas angegriffen, es kommt öfters so!" Stumm nickte sie der Alten zu und wandte sich zum Gehen, noch in der Thür einen langen tiefen Blick auf die Kleine sendend. Bis zum Lindenbaum ging sie gehobenen Hauptes, dort verließen sie die Kräfte, die Thränen stürzten ihr gewaltsam aus den Augen, sie mußte sich auf die Rasenbank niederlassen, um sich zu sammeln.

Dort oben bewegten sich noch die Zweige wie vorher, doch war der Ton ein ganz anderer, der Himmel sah wohl noch hindurch, doch dunkle Wolken deckten das lichte Blau. Zwei Knaben kamen munter angesprungen.

„So — jetzt setze sie hin!" rief der eine.

„Sie wird sie beißen!" der andere.

„Gieb sie ihr nur, sie führt sie schon!"

„Nun meinetwegen!"

Der eine Knabe lockte mit Brocken eine Glucke, die stolz eine Schaar von Jungen führte, der andere hatte zwei kleine Küken in der Schürze, und setzte sie zu der Alten, die im ersten Augenblicke die Federn gewaltig sträubte und Anstalt machte, sie fortzubeißen. Doch schien sie sich eines Bessern zu besinnen, bestrich sie zwei und dreimal mit ihrem Schnabel, dann pickte sie vor ihnen auf die Erde, um ihnen das Körnlein zu zeigen, das dort lag. Die Kleinen picketen es auf und „gluck—gluck—gluck" — die Henne lockte, drehte sich ein paar Mal im Kreise und zog dann mit den Adoptivkindern stolz von dannen. — Die Knaben sahen freudig zu.

„Die Glucke von den beiden hat der Hund heute

Morgen todtgebissen," sagte der Eine, halb zu der fremden Dame gewandt.

„Die andere Henne hat sie aber angenommen, die versteht das Füttern weit besser als ihre eigene Mutter; nun ist es gut, nun können sie doch nicht um!"

Fort sprangen die Knaben, die Glucke schüttelte sich ein wenig, die fremde Brut, die sie zu hüten hatte, schien ihr noch etwas ungewohnt, doch bald breitete sie behaglich die schützenden Flügel mit über sie. — Friederike blickte auf — der Himmel war wieder klar, die Wolken hatten sich verzogen, einen Augenblick preßte sie die Hand auf's Herz, dann erhob sie sich, um sicheren Schrittes nach Hause zu gehen. Ihr war's, als wenn der alte Lindenbaum sich freudig wiegte, ihr war's, als wenn sie wieder seiner Sprache verstände: „Mutter — lieb Mütterlein!"

(Fortsetzung folgt.)

Die Alten und die Jungen.

Ich saß am murmelnden Bache,
Das Haupt in die Hand gesenkt,
Wie Einer, der mit Schmerzen
Verlorener Liebe gedenkt.

Da ging des Wegs ein Alter
Mit wettem Bart, am Stab;
Blieb bei mir stehn und ernsthaft
Sah er auf mich herab.

„Nun hab' ich doch gesehen
„Der Menschen überg'nug,
„Doch keiner ward von allen
„Durch Andrer Leiden klug.

„Ein Jeder sieht's am Andern,
„Daß Liebe bringt nur Leid,
„Doch selbst will er's versuchen,
„Bis bitter er's bereut."

O über den guten Alten,
Jetzt spricht er klug bedacht
Und hat's in jungen Jahren
Wohl so wie ich gemacht! —

F. Jons.

Die deutsche Schillerstiftung und die Schule.

Zur Vorbereitung des großen Doppel-Jubiläums.

(Mit Illustration.)

Es war vor etwas mehr als 100 Jahren, am 18. Januar 1782, nachdem Friedrich Schiller von der ersten Mannheimer Aufführung der „Räuber" nach Stuttgart heimgekehrt war, daß er an Baron Dalberg schrieb: „Ich glaube, wenn Deutschland einst einen dramatischen Dichter in mir findet, so muß ich die Epoche von der vorigen Woche zählen."

Damals hatte eine ungeheure Begeisterung Alle erfaßt, welche von dem Schauspiel „Die Räuber" Kenntniß erhalten hatten. Sobald die öffentliche Ankündigung erfolgt war, daß am 13. Januar 1782 auf der Nationalbühne zu Mannheim Schillers erstes Drama zur Aufführung kommen werde, entstand ein allgemeines Aufsehen. Hunderte strömten aus den benachbarten, wie aus entfernteren Städten, aus Heidelberg, Darmstadt, Mainz, Worms, Speyer, Frankfurt ꝛc. zu Fuß, zu Roß und Wagen herzu, um Zeugen der Darstellung des Stückes zu sein. Viele Stunden vor der Aufführung war das Theater bereits von Menschen belagert, weil Jeder sich einen Platz sichern wollte, und Abends waren alle Räume des Hauses vollbesetzt.

Die Hauptrollen des Dramas waren wie folgt vertheilt: Karl Moor: Boek, Franz Moor: Iffland, Amalie: Frau Toskani, Schweizer: Beil, Kosinsky: Beck.

Schiller selbst wurde zur Vorstellung erwartet und es war für ihn im Parterre ein Platz offen gehalten. Wirklich hatte sich der junge Dichter, mit seinem Freunde Peterson, heimlich von Stuttgart aufgemacht, denn Urlaub würde er zu dieser Reise nicht erhalten haben. Indeß verzögerte sich sein Eintreffen in Mannheim bis kurz vor dem Aufgehen des Vorhanges. Unerkannt nahm er seinen Platz ein und folgte der Aufführung mit freudigem Herzen, denn er durfte zu Zeuge sein der sich mit jeder Scene steigernden Begeisterung und des immer stürmischer hervorbrechenden Beifalls. Die Wirkung übertraf alle Erwartungen. Des Dichters Schicksal war damit entschieden, denn es befestigte sich in ihm der Entschluß, sich den Fesseln eines ihm widerstrebenden Berufs und der engherzigen Strenge des Herzogs Karl ein für alle Mal zu entziehen.

Noch stärker wurde dieser Entschluß, als Dalberg im Beisein des Buchhändlers Schwan den Dichter auf der Bühne den Darstellern des Stückes vorstellte und diese ihn mit dem größten Enthusiasmus begrüßten.

Als Schiller nachher mit ihnen speiste, sprach er den Wunsch aus, selbst Schauspieler zu werden. Beil aber erklärte prophetisch: „Nein, nicht als Schauspieler, sondern als Schauspieldichter werden Sie der Stolz der deutschen Bühne werden."

Das Wort ist im weitesten Sinne Wahrheit geworden: Schiller wurde der liebste und gefeiertste Dichter der Nation; in immer weitere Kreise drangen seine Dichtungen, Großes wirkend für die moralische und ästhetische Bildung des Volkes. Nie hat ein Dichter bedeutenderen Einfluß auf die Culturentwickelung geübt, als Schiller es that.

Von gewaltiger Wirkung war dann das Aufführen des Privilegiums, Schillers Werke herausgegeben. Die Preise derselben gingen mit größter Schnelligkeit so stark herab, daß auch der Aermste sich die Werke beschaffen konnte; erst von da an wurde der große Dichter seinem Volke nach seinen Werken vollkommen bekannt.

Eine neue Epoche des Schiller-Cultus datirt man vom 11. November 1859, der Feier des 100jährigen Geburtstags des Dichters. Dieser Tag wurde zum allgemeinen Volksfest im schönen Sinne des Wortes und gleichzeitig trat eine Institution in's Leben, die von größtem Segen war und sich zu dem herrlichsten Denkmal für den gefeierten Dichterfürsten gestaltete: die deutsche Schillerstiftung zur Unterstützung verarmter Dichter und Schriftsteller und von deren hilfsbedürftigen Hinterbliebenen.

Vor uns liegt der vierundzwanzigste Jahresbericht der Stiftung, der gleichzeitig hinweist auf das am 11. November bestehende Doppel-Jubiläum des 125. Geburtstages des unsterblichen Dichters und des 25. Jahrestages der deutschen Schillerstiftung.

Wir heben folgende wichtige Momente hervor: Das Gesammtvermögen, welches nach dem Zufluß von 900,000 Mark aus dem Theile des Ertrages der vom Major Serre veranstalteten Schillerlotterie im November 1860 1,110,000 Mark betrug, war bis Ende 1882 auf 1,507,000 Mark angewachsen. Von dem Ertrag dieses Vermögens hat der Verwaltungsrath bis zum Jahre 1884 etwa 900,000 Mark, davon die Zweigstiftungen etwa 200,000 Mark an Unterstützungen verwendet. Die jährlichen Bewilligungen beliefen sich während der letzten zehn Jahre auf je circa 50,000 Mark.

„Auf den ersten Blick," sagt der Verwaltungsrath in seinem Jahresbericht, „erscheinen solche Summen sehr beträchtlich, und auch ihre Verwendung wird Diejenigen, welche die in unserem Jahresberichte veröffentlichten Listen prüfen, wohl insoweit befriedigen, als die Namen der mit Spenden Bedachten meist weit bekannt und unter diesen wieder viele von erstem Range sind; auch werden diese Namen dafür Zeugniß ablegen, daß die Parteistellung der Schriftsteller auf die Entscheidungen des Verwaltungsraths nie von Einfluß gewesen ist. Die eine der beiden Hauptaufgaben der Stiftung: die Pflicht der Dankbarkeit, welche das deutsche Volk seinen heimgegangenen, verdienten Dichtern und Schriftstellern schuldet, an deren bedürftigen Hinterbliebenen erfüllen zu helfen, hat der Verwaltungsrath stets nach Kräften zu lösen gesucht. Aber es ist schon im vorigen Bericht hervorgehoben, wie sehr die Zahl dieser Hilfesuchenden anwächst und welch unverhältnißmäßig großer Theil der Stiftungsmittel für solche Unterstützungen verwendet werden muß. Nicht minder steigt aber, bei den traurigen Erwerbsverhältnissen auf literarischem Gebiete und dem Sinken des Geldwerthes, die Zahl der hilfsbedürftigen noch lebenden Schriftsteller, ihre Gesuche an die Stiftung erzeugen oft den Blick in unsägliches Elend. Berücksichtigt man nun, daß nur zu häufig die von uns unterstützten Schriftsteller bei zunehmenden Alter und geminderter Kraft der fortdauernden Hilfe der Stiftung nicht mehr entbehren können und daß, nach ihrem Dahinscheiden, meistens ihre Hinterbliebenen um Fortgewährung der Unterstützung bitten, die ihnen — wenn auch in geminderter Maße — häufig nicht versagt werden kann: so wird man die fort-

während steigende Zunahme der Ansprüche an die Stiftung ebenso erklärlich als unabweisbar finden.

Dieser Zunahme entspricht aber nicht die der Stiftungsmittel. Während die Zahl der Empfänger im Jahre 1863: 81 betrug, war sie in fortwährender Steigung im Jahre 1881 auf 193, also um mehr als das Doppelte gewachsen. Das ist der Grund, warum die Hilfe der Stiftung oft versagt und warum sie immer kärglicher bemessen werden muß.

Um diesem empfindlichen Nothstande der Schiller-Stiftung zu begegnen, muß es Aufgabe aller Genossen und Freunde der Stiftung sein, neue und ergiebige Einnahmequellen zu erschließen."

Der Verwaltungsrath giebt nun im weiteren Verlaufe seines Berichts eine Andeutung, auf welche Weise solche neue Einnahmequellen erschlossen werden können, nämlich durch Veranstaltungen in den Schulen. Nach dem Vorgange des Gymnasiums zu Jena haben die Directoren der Gymnasien, Realschulen und Volksschullehrer-Seminarien in Weimar und Eisenach gleichfalls zugesagt, womöglich jährlich einmal bei den öffentlichen musikalischen und declamatorischen Leistungen ihrer Schüler freiwillig beliebige Beiträgeder Zuhörer zu Gunsten der Schillerstiftung entgegen zu nehmen. Das Seminar, das Gymnasium und die Realschule zu Weimar haben dies bereits ausgeführt, von den anderen genannten Instituten steht dasselbe in naher Aussicht, indeß ist begründete Hoffnung vorhanden, daß noch viele Schulanstalten das Gleiche thun werden. Wir richten hiermit an alle höheren Schulanstalten die dringende Bitte, ein Gleiches zu thun, nicht nur um der so nothwendigen Unterstützung der deutschen Schriftsteller willen, sondern auch um dadurch in dem heranwachsenden Geschlecht die Pflege idealen Sinnes, die Liebe zu Schiller und zu unserer ganzen National-Literatur fördern zu helfen."

Wir verbreiten hiermit diese Bitte des Verwaltungsraths der deutschen Schiller-Stiftung auch unsererseits. Wenn in Folge von ähnlichen Feiern Stiftung, Erwerbthätigkeiten 2c. in den Massen die Liebe und Verehrung für unsern großen Schiller etwas zurückgetreten sein sollte, so wirkt doch in der deutschen Jugend — Gott Lob! — noch der alte Zauber und sie ist am leichtesten empfänglich zu machen für einen edlen idealen Zweck. Es handelt sich um die Unterstützung Derer, welche der Nation durch die Erzeugnisse ihres Geistes, bei mühsiger Arbeit, so viele Stunden der Erholung, der Tröstung, der Erquickung und angenehmen Unterhaltung bereiten, Derer die oft von Schmerzen gefoltert weiter schaffen und die Feder nur niederlegen können, wenn der Tod sie abruft. Leider kümmert man sich beim Lesen der Werke deutscher Dichter und Schriftsteller oft herzlich wenig darum, unter wie traurigen Verhältnissen sie entstanden sind und wie kärglich die Schöpfer dieser Werke oft für ihre rastlose Thätigkeit sich belohnt finden. Daher kommt es auch, daß die Zweig-Stiftungen der deutschen Schiller-Stiftung vielfach so wenig Theilnahme finden, während für oft nichtige Zwecke Geld in Fülle vorhanden und ausgegeben wird.

Gewiß bedarf es nur einer ernstlichen Anregung von Seiten der Directoren und beliebter Lehrer, um die Schüler höherer Unterrichtsanstalten für die Zwecke der Schillerstiftung empfänglich zu machen, daß sie sogar unter sich direct Sammlungen veranstalten.

Möchte aber auch das hervorstehende Doppel-Jubiläum Veranlassung werden, daß aus vielen Kreisen des deutschen Volkes dem Unterstützungs-Fonds möglichst hohe Summen zufließen.

Im Namen Schillers Theilnahme für die Schillerstiftung!

Von den oben genannten Schülern in Jena und Weimar wurden in den Jahren 1882—83 186 Mark 92 Pf. beigesteuert, die in einer gesonderten „Deutschen Schulen-Stiftung" angelegt sind: ein kleiner Grundstock, welcher dringend Vermehrung heischt.

Marklissa und seine landschaftlichen Partien.

Von Carl Kasper.

Da, wo ergünzt der Oues durch eine enge Felsengasse nach Westen geeilt ist und sich Angesichts lachender Fluren wieder beruhigt nach Norden wendet, liegt die Stadt Marklissa. Neugierig guckt sie in den Spiegel des Flusses, sich zu beschauen. Da will sie sich dann vorkommen wie eine Dame aus der Stadt, die auf das Land gefahren ist und dort die Kleider gewechselt hat. Der Marktplatz und einige Straßen lassen uns ja sofort eine Stadt erkennen; aber die weiterziehenden lockeren Stadtheile gehen in Dörfer über, ohne daß man den Unterschied besonders empfindet. Von den nach städtischer Bauart aneinander gereihten Gebäuden sind noch viele mit Schindeln gedeckt. Auch jene Vorbaue, welche man in Gebirgsgegenden häufig findet und als Lauben bezeichnet, sind in unserm Städtchen meist nur aus Holz zusammengesetzt.

Jeder Leser kann daraus errathen, woher es kommt, daß die Bürger Marklissas gern, so sehr gern spazieren gehen. Und sollten wir uns allein in den rodten Mauern aufhalten oder die Chronik studiren, bedeutungslose Zahlen lesen, studiren wie die Stadt zu ihrer jetzigen „Größe" herangewachsen ist, wie sich Leute den Schädel gespalten haben, wie der Oues ab und zu bei der Schneeschmelze und anhaltendem Regenwetter übermüthig geworden ist und, aus seinen Ufern tretend, die schmutzigen Straßen gewaschen hat? Marklissa erhält erst Werth durch seine Lage. Dadurch, daß der Oues, von Osten kommend, plötzlich nach Norden sich wendet, kann man von Marklissa aus in vier Thäler blicken, da hier von Südosten der Schwertbach und von Süden das Heinersdorfer Wasser, mit langem und tiefem Thale, einmündet.

So liegt die Stadt da wie ein lieblicher Stern, dessen vier Strahlen durch die Nacht der Bergwälder von einander geschieden sind. Oft nehmen indessen diese lächelnden Thäler, wie schon oben angedeutet, eine ernstere Miene an, und sie treiben alsdann ihre Wassermassen im Bunde von Dreien nach einem Punkte der Stadt Marklissa. Nur eine Thalrinne bleibt für den Abfluß geöffnet. Früher entschädigte der Oues seine schlimmen Thaten durch Perlen, die in den Flußperlmuscheln von hiesigen Perlenfischern gesucht wurden. Der liebe Fluß führt wohl noch Kostbarkeiten und theilt solche Werkwürdigkeit mit seinem stärkeren Bruder, dem Bober. Beide Flüsse haben die Abnehmer verloren.

Von Marklissa*) aus lassen sich mehrere Fußtouren unternehmen die stets befriedigen werden. Empfehlenswerth bleibt es, das Thal des Heinersdorfer Wassers zu durchwandern. Dasselbe Thal ist sehr interessant, ziemlich eng, aber doch sehr freundlich, verhältnißmäßig tief, mit im posanten Vorsprüngen des Thalrandes, an dem manch' malerisches Haus hängt. Jscher Felsen und Trümmergesteine tost der Bach zwischen blumigen Ufern, ist noch ganz trunken von der Schönheit des Böhmerlandes und spielt kindisch mit mancher Mühle.

Zwei Ortschaften Böhmens sind für Ausflüge nach dieser Richtung erwähnenswerth: Heinersdorf und Wünschendorf, welch' letzteren Ort wir zuerst erreichen. Namentlich war Wünschendorf früher ein beliebter Vergnügungsort, in welchem so manche Schlittenfahrt ihr Ende erreichte. Aus allen umliegenden Städten, wie Lauban, Seidenberg, selbst Görlitz, fanden sich hier fröhliche Herren und Damen ein. Das hat nun freilich nachgelassen, doch ist der Ort immer noch des Besuchens werth; denn was hätte wohl die Landschaft seitdem eingebüßt?

Weiter südlich treten die Berge immer näher zusammen, so daß Häuser wie Straße aus dem Thale weichen müssen. Sonnige Höhen schauen über finstere Gründe, aus denen das Getöse der Wellen schallt. Wo die Höhen wieder auseinander gehen, liegt eine Wiese, die man überschreitet, um nach Heinersdorf zu gelangen. Das ist ein langes nettes Dorf mit Fabriken und Gasthäusern, von denen der Kretscham besondere Erwähnung verdient. Sobald hier Concerte stattfinden, wird Heinersdorf zum Wallfahrtsort.

Auf angenehme Weise kann man den Besuch des Schwerbachthales jetzt anschließen, wenn man von Heinersdorf östlich wandert, bis Schwerta erreicht ist. Das Thal bietet außer einigen romantisch liegenden Häusern und einer Ruine nichts Besonderes dar. Der untere Theil ist finster,

*) In einer Schilderung Marklissas dürfen zwei hochwerthvolle Perlen desselben nicht fehlen: die große Spinn- und Web-Fabrik von „Gebrüder Woller", durch welche Hunderten von Bewohnern Marklissas jahraus, jahrein Arbeit und Lebensunterhalt gewährt wird, und die „Wollersche Stiftung" für Arbeiter-Invaliden der Wollerschen Etablissements, sowie für schlesische Waisen.

Beschreibung der Wollerschen Etablissements für Spinnerei und Weberei (in Marklissa und Bunzlau), Geschichte der segensvollen „Woller-schen Stiftung" nebst Abbildungen befinden sich in Nr. 46 des vorigen Jahrgangs dieser Blätter. Die Wollersche Stiftung verdient die allgemeinste Beachtung, zunächst der Schlesier. Der Stifter, Herr S. Woller, überwies ursprünglich derselben nicht nur 200,000 Mark baar, sondern auch sein schön gelegenes Landgut Schadewalde bei Marklissa mit Wohn- und Wirthschaftsgebäuden und ca. 25 Hufen Acker und Wiesen mit der Bestimmung, daß die Verwaltung der Stiftung zunächst eine Arbeiter-Pensionskasse für arbeitsunfähig gewordene Beamte und Arbeiter der Wollerschen Fabriken zu bilden habe, von dem Moment an aber, wo die Einkünfte der Stiftung durch obigen Zweck nur noch zur Hälfte in Anspruch genommen würden, in Schadewalde die Waisen-Erziehungsanstalt eröffnet werden solle.

Wenn nun diese Waisen-Stiftung, die für den Edelsinn ihres Begründers ein so herrliches Zeugniß ablegt, auch von anderer Seite, von Behörden und Privatwohlthätern mit gefördert würde, so könnte daraus für ganz Schlesien eine der großartigsten Heimstätten für die armen Vater- und Mutterlosen werden.

Möchten Viele mit Glücksgütern Gesegnete das edle Beispiel S. Wollers nachahmen!

D. Red.

sowohl durch den Wald, der sich oft in steilen Hängen bis hinab zum Bache zieht, als auch durch die Sagen.

Der schönste Schmuck für Marklissa ist jedoch der Queis mit seinem Thale im Osten der Stadt. Nachdem man den Queis überschritten hat, führt ein Spazierweg am Flusse stromaufwärts und am Abhange sanft und allmälig aufsteigend hin. Langsam zieht zu unseren Füßen der Queis, dessen Wasser zum Betriebe einer Fabrik angefangt ist. Ueber uns steigen schroffe Felsenmauern auf, an deren Brust sich manche verwegene Tanne klammert. Nachdem wir den steilen Felsenabhang umgangen haben, beginnen wir auf Stufen unseren Aufstieg. Hohe Bäume schützen uns zwar vor den Brande mittägiger Sonnenstrahlen, aber dennoch perlt der Schweiß. Wie neugierig bleibt man stehen, um die Schrift zu lesen, welche der Mensch den Felsen der Verbreitung ihres Taufnamens ihnen selbst eingegraben hat; doch man beträge sich nicht selbst, man will ja nur die Lunge schonen.

Endlich erreicht man die Höhe, die nicht ein langweiliger Berg, sondern ein trotziger Thalrand ist. Sie trägt den Namen „Adlerstein". Mit Schaudern blickt das Auge hinunter in die Tiefe, um den Queis zu suchen, der sich zwischen seinen finsteren Felsen ausnimmt wie eine Silberader im rohen Gestein. Scheu und vorsichtig legt sich der Körper über das Geländer. Ja, das ist ein landschaftliches Bild von seltener Schönheit, mit dem kräftigsten Vordergrunde. Jäh, wie der Abfall der Berge ist der Farbenwechsel, welcher durch den Queis und die Höhen entsteht und aus lichtem Wasser in dunkle Waldesnacht übergeht.

Eins aber sucht das Auge ohne Erfolg. Es ist nämlich schade, daß dem überaus ernsten Bilde der verschiedne Hintergrund fehlt. Nur nach Südwesten hin findet sich ein schwacher Ersatz dafür. Natürlich umspinnt auch dies Aberstein die Sage, historisch ist indessen, daß in jüngster Zeit „Einer" zwei gefährlichen Strolchen vom unten bereits passirten Wege ein unfreiwilliges Bad gab. Im Thale angelangt, geht man eine kurze Strecke im Baumschatten und überschreitet auf einfachem Stege den Queis, um hinüber zur Hagenmühle zu gelangen. Hier finden sich, da Speisen und Getränke verabfolgt werden, nicht nur Marklissaer, sondern auch Lauban und Görlitzer ein; denn die Lage der Hagenmühle ist reizend. Die Spaziergänger gehen von hier aus wieder zurück, oder den Berghang hinauf nach Tzschocha.

Interessanter, ja einzig in ihrer Art ist die Strecke im Queisthale aufwärts. Allerdings muß man gelernt haben, über Stock und Stein fortzukommen und sich über einen kleinen Umweg nicht zu grämen. Die stummen Höhen lauschen dem Tosen des Flusses, Felsenspeiseln tauchen hinunter zum frischen Grunde, tausend riesige Blöcke hemmen den Lauf, tausend Kiesel zieren den Grund und tausend niedliche Forellen können sich im Schaume tummeln, ohne bemerkt zu werden. Man sucht den Spiegel eines Flusses und findet ihn nicht, denn über eine Entfernung von zehn Schritten sieht man nur Blöcke, Trümmer, Spitzen und einzelne hüpfende Wellen. Mit Vorsicht betritt man einen vom Wasser umrauschten Block, schlägt wogend den Tact und schlingt um unsern Felsenstuhl zierliche Arabesken.

Weiterhin erblickt man auf trotzigem Steine hoch über dem Queis die alte, stolze Burg Tzschocha. Man muß indessen noch bis zur Mühle wandern, wo und ein Steg auf die andere Seite leitet. Die Burg Tzschocha ist aus alter Zeit schon geblieben. Das verrathen uns noch die dicken, zerfressenen Mauern, die man besonders an dem zum Queis abhüsterzenden Thaltrande romantisch nennen muß. Dort läßt es sich gemüthlich träumen; der Queis erzählt niedliche Märchen von Nixen und Schloßfrauen, von Rittern und Rossen, und wenn man ihn fragt, ob denn das Schießpulver schon erfunden sei, so schüttelt er sich und lacht. — Am Abhange und in der Umgegend giebt es manche seltene Pflanze.

Und fragen wir uns, warum diese schöne Gegend nach Verhältniß so wenig Besuch hat, so müssen wir antworten: Weil es nicht im Touristenstrom liegt, welcher von Lauban über Greiffenberg geht.*) Für solche Reisende, welche aus dem Nordlande nach Hirschberg wollen, läßt sich diese Tour geschickt und doch so natürlich (mit Post nach Marklissa und von da ab zu Wagen nach Greiffenberg) anschließen. In jedem Fall sollten aber alle das Jizergebirg bereisenden Ausflügler sich von Lauban aus nach Marklissa begeben. Man reist von hier sehr bequem nach Böhmisch-Friedland, mit Wallensteins Schlosse, nach Kloster Haindorf, in herrlicher Lage, sowie nach Bad Liebwerda und Neustädtel am Fuße der Tafelfichte. Ganz ebenso ist der Weg nach Schwarzbach und Flinsberg durch fast immerwährenden Anblick des Hohen Iserkammes reizend. Sei die Gegend von Marklissa, als kostbare Perle im Schmucke des engeren Heimathlandes, allen aus dem Norden kommenden Lustreisenden zu ihrem eigenen Vergnügen der wärmsten Beachtung empfohlen!

*) Anmerkung der Redaction. Dies wird sich zum Bessern wenden, wenn erst das jetzt ernstlich aufgenommene Project einer Secundärbahn Lauban-Marklissa ausgeführt ist.

Liebe in Calabrien.

Nachdruck verboten.

Aus dem Italienischen des **Luigi Archinti** von **Konrad Telmann.**

(Fortsetzung.)

Nach einem langen Marsch gelangten sie nach Taverna nuova; nach dem Namen erwarteten sie einen Ort der Erholung und fanden ein altes Haus, das den Einsturz drohte, mit zerbrochenen Zimmerböden, die von Strohlappen bedeckt waren, aus denen gewaltige Flöhe herausspringen, und überall Schmutz und Unrath ohne den geringsten Orangenblüthenduft. Die Bersaglieri flüchteten aus dieser Spelunke wieder in's Freie und ließen sich im Freien, auf der Erde, im Schatten der Mauer nieder. Es war auch eine Art Wirthin da mit einem Burschen, der die schönste Galgenphysiognomie hatte, von der jemals ein Henker gekrönt hat, sie verkauften ranzigen Salami, harte Eier und vortrefflichen Wein. Jeder erquickte sich, so gut es ging, und die Compagnie nahm ihren Weg auf der öden Straße wieder auf.

Ein paar Miglien weiter verließen sie die Strada consolare auf Fußwegen und begannen den Aufstieg, und in den Nachmittagsstunden waren sie in Cerzeto; die Compagnie wurde in einem Gemeindehaus einquartiert auf gutem, reichlichem Stroh, und die Offiziere wurden von den wohlhabendsten Familien des Ortes als Gäste aufgenommen.

Um die Dämmerungszeit zerstreuten sich die Soldaten, die sich etwas ausgeruht und gereinigt hatten, über den kleinen Marktplatz der Ortschaft, der von Neugierigen voll war, die zu den Späßen dieser munteren jungen Burschen lachten, und die Offiziere hatten sich vor dem Hause des Bürgermeisters zusammengefunden und schwatzten dort über die Zustände des Landes, das für Jeden, der nur einen Heller besaß, etwas so war, wie eine belagerte Festung, die man ohne Gefahr nicht verlassen konnte. Plötzlich hörte man einen Flintenschuß, dann noch einen, dann zwei, drei, vier.

„Was ist das?" fragte der Hauptmann.

„Die Briganten in Fonta, einen halben Kilometer draußen vor der Stadt, im Walde, wollen uns Schaden zufügen und suchen uns herauszufordern," erwiderte der Bürgermeister.

„Ach so! Lieutenant Robino, formiren Sie die Compagnie wieder!"

In einem Nu war die Compagnie aufgestellt, der Hauptmann nahm die Hälfte derselben unter Führung des Secondelieutenants mit sich, ließ den Oberlieutenant mit der anderen Hälfte im Ort und marschirte im Sturmschritt auf den bezeichneten Ort zu, begleitet von zwei Führern, die der Bürgermeister ihm mitgegeben hatte.

II.

Ungefähr drei Stunden später war der Hauptmann zurück, war vollständig und es prickelte ihm in allen Fingern. Er hatte sich durch's Gehölz herumgewunden, hinter lauter falschen Angaben her, war marschirt, gelaufen, Abhänge heraufgeklettert, in verschiedene Felsgründe hinuntergestiegen, war in zwei Dörfer eingekehrt, wo ihm sehr dienstbeflissene Leute die allerwerthvollsten Informationen und die vorzüglichsten Angaben hatten zu Theil werden lassen, aber Alles blieb ohne einen andern Erfolg, als den, drei Stunden lang diese armen Bersaglieri abtrapazirt zu haben, die schon müde genug davon waren, daß sie einen Marsch von fünfundzwanzig Miglien mit dem Tornister auf den Schultern

gemacht hatten. Von einem Briganten hatte er nicht einmal die Nasenspitze gesehn.

Der Secondelieutenant lachte statt dessen und war guter Dinge, und als sich die Soldaten zurückgezogen hatten und die drei Offiziere allein bei einander waren, sagte er zu seinem Vorgesetzten:

„Ich habe eine Idee, Hauptmann, eine Idee, die ich für ausgezeichnet halte."

„Hören wir doch diese Idee!"

„Die Truppe, die vor uns hier auf der albanischen Strecke in Garnison lag, hat sich so viel Mühe gegeben, daß sie sich endlich mit zwei Dritteln ihrer Leute, die schwer an der Gesundheit geschädigt waren, zurückzog, und doch hat sie sich keinen andern Namen erworben, als den der Unfähigkeit in dieser Landschaft; heute Abend haben wir den Dienst dieser Truppe fortgesetzt und haben uns ganz in der gleichen Art an der Nase herumführen lassen. Morgen werden die Briganten wiederkommen, uns mit Flintenschüssen bis nach Fonta locken und uns dann mit Recht verhöhnen."

„Ich werde einen Hinterhalt legen."

„Der den Briganten bekannt werden wird."

„Ich werde die Leute erst im Augenblick dazu commandiren, wo sie schon abmarschiren müssen."

„Es wird irgend Jemand vorausgehn, der unsere Bewegungen ausspioniren wird."

„Kurz: was wollen denn Sie thun?"

„Nichts, absolut gar nichts; essen, trinken, schlafen, die Leute anhalten zu singen:

Pappataci vuol mangiar,
Pappataci vuol dormir,
Che bella vita,
Che bel mestiere,
Ber, dormire,
Ber, dormire
Mangiare e ber*).

„Aber Sie sind toll!"

„Ruhig, Hauptmann. Auch die Verzaglieri sollen das Gleiche thun, und noch mehr, sie sollen auch Liebschaften anbändeln; die Briganten werden wir in Ruhe lassen, nachdem wir gesehn, daß es unnütz ist, ihnen nachzulaufen. Wir werden das Schuhwerk der Soldaten zum großen Nutzen der Specialmassen sparen, wir werden Allen die Gesundheit erhalten und wir werden uns den Ruf von Müssiggängern erwerben, werden mit den Eingeborenen Boccia spielen und werden allerhöchstens einige unschuldige Tagespatrouillen machen, von Allen gesehn, wie um zu sagen: „Sieh' Dich vor, ich komme!" in Wahrheit aber, um Luft zu schöpfen, und dann eines schönen Tages werden wir ganz plötzlich wach werden und eine scharfe Nachtpatrouille machen."

„Ich glaube, jetzt fange ich an, Sie zu verstehen. Fahren Sie nur fort!"

„In unserer Saurepurkenzeit, die etwa fünfzehn bis zwanzig Tage dauern muß, werden die Soldaten, wie sie es ja immer thun und um so mehr, damit man sie für unschuldig hält, Verbindungen anknüpfen, in alle Häuser eindringen, Liebchen haben, mit Allen auf Du und Du stehn, und Abends im Quartier wird es ein nie endendes Geplauder über alles Das geben, was sie gesehn und gehört haben; wir haben ein paar Sergeanten, die sehr thätig dabei sind, aus diesen Unterhaltungen jede Art von Indicien zu sammeln und ohne daß sie etwas erfahren, die Soldaten so dirigiren, daß sie noch andere beibringen und sich so in Stand setzen, daß sie uns die vollkommenste Kenntniß von Menschen und Dingen in diesem Oertchen hier verschaffen; der Soldat selbst muß von diesem Geschäft nichts erfahren, da er sich's sonst merken lassen würde, aber man wird ihn vollständig mittels der Sergeanten führen und leiten können. Tags werden wir ein paar Patrouillen abhalten, während deren ich eine topographische Skizze von diesem ausgezackten Terrain aufnehmen werde, das wie ein Labyrinth aussehen muß; und sobald wir Alles wissen, was nothwendig ist, um einen guten Streich auszuführen, werden wir ihn ausführen und sicher."

„Das Project ist gut, aber es hat einen Fehler: die wenigen Liberalen im Ort werden an den Präfecten schreiben, daß wir uns wie die Memmen benehmen, der Präfect wird an das Bezirks-Commando schreiben, dies an den Major und wir werden herbe Vorwürfe erhalten und vielleicht sogar unsere Garnison wechseln müssen, ohne zu unserer Schande, irgend etwas gethan zu haben."

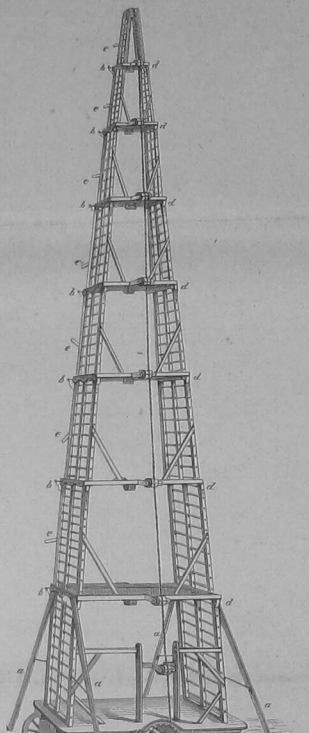
„Diese Gefahr ist in der That da, aber man kann ihr zur rechten Zeit begegnen, indem man dem Major klar und bündig die Wahrheit berichtet."

„Nun gut: angenommen. Wir sind also einverstanden."

Und sie machten sich auf den Heimweg, indem sie sangen:

Pappataci vuol dormir,
Pappataci vuol mangiar,
Che bella vita etc.

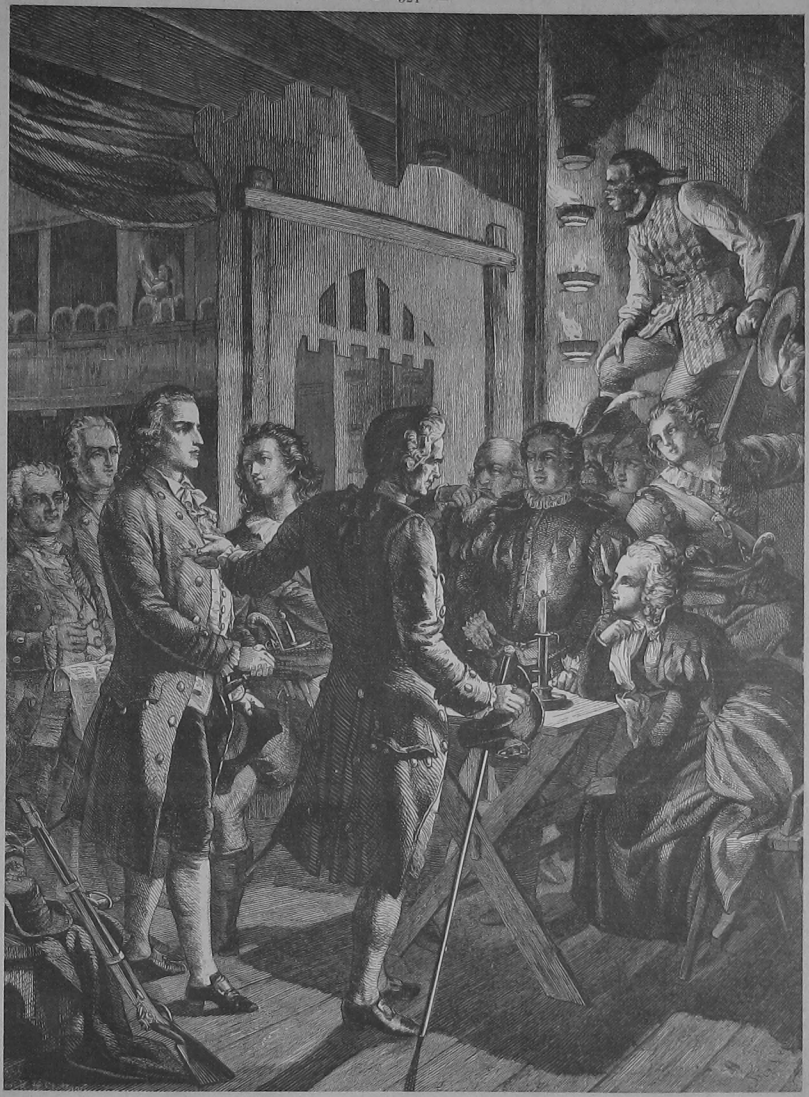
Am folgenden Tage begann die Ausführung des Programms. Man blies um sieben Uhr zum Aufstehen, als schon



Schwiegers Feuerwehrleiter. (Patent.)

(Text siehe Seite 525.)

*) Pappataci (der bequeme Mann) will essen, Pappataci will schlafen, welch schönes Leben, welch schöner Beruf: Trinken, Schlafen, Trinken, Schlafen, Essen und Trinken!



Friedrich Schiller unter den Schauspielern in Mannheim. (Text siehe Seite 517.)

beinahe alle Bersaglieri, die gewohnheitsgemäß wach geworden waren, auf den Beinen waren, man veranstaltete die drei gewöhnlichen Appelle bei der ganzen Besatzung, hielt etwas Instructionsstunde ab und weiter dann nichts. Die Soldaten erhielten fünfzehn Centesimi Ueberfold, was sie um dreißig Centesimi am Tage bereicherte, die sie für ihre kleinen Belustigungen ausgeben konnten; viele hatten auch Geldsendungen empfangen. Nach einigen Tagen war die ganze Garnison wie eine richtige Vergnügungs-Villeggiatur anzusehen; da gab es Gelage in den Häusern und in den Weinstuben, und Vesperbrot zwischen den gleichartigen Gruppen; die Wohlhabendsten kauften auch zu bescheidenen Preisen ein Huhn, oder eine junge Ziege, oder ein Stück Hammel, um sich einen Schmaus zu bereiten; die weniger bei Geld waren, füllten sich den Leib mit mächtigen Salaten von Tomaten, gelbem Pfeffer und harten Eiern. Verschiedene junge Leute aus dem Dorfe vereinigten sich bei diesen festlichen Gelagen mit den Soldaten. Der kräftige Wein jener Berge öffnete die Herzen der Vertraulichkeit, Freundschaften schlossen sich und Abends erschallten die Trompeten auf dem Marktplatz und man tanzte munter, zuerst die Bersaglieri unter einander, dann Bersaglieri und Landleute, und dann brach auch ganz allmälig eine oder die andere Frau das Eis und — osculatio osculationis! — in verstreckten Winkeln gingen Küsse und Umarmungen hin und her.

Dieses Betragen war nun ein wahrer Skandal für die wenigen Liberalen des Ortes, die Alles von der Ankunft der Bersaglieri gehofft hatten. Eines Morgens eröffnete sich Einer von ihnen dem Hauptmann und machte ihm indirect Vorwürfe.

„Es muß genug sein, wenn ich Ihnen sage," schloß er, „daß gestern Abend beim Tanzen mit den Soldaten auch sogar Pasquale Savro war!"

„Wer ist Pasquale Savro?"

„Und das wissen Sie nicht? Hat man Ihnen denn nicht die Liste der Briganten gegeben?"

„Ja, die Liste habe ich, aber was soll ich mit der Liste, wenn ich diese Leute nicht kenne?"

„Pasquale Savro ist einer der Entschlossensten aus der Bande!"

„Und warum haben Sie mir denn das nicht gestern Abend gesagt, als er da war? Ich hätte ihn aufheben lassen."

„Und Alle hätten gewußt, daß ich den Angeber gemacht habe, und ich war geliefert."

„Nun also, wer soll mir denn über Pasquale Savro Auskunft geben? Wenn Sie hier mir nicht helfen, was können wir thun? Ich versichere Sie daß ich nur etwas wünsche, nämlich aus diesen Orten fortgeschickt zu werden in eine gute Garnison, denn meine Soldaten um nichts zu ermatten und hinzumorden, dafür verspüre ich gar keine Neigung."

Dieses Gespräch wurde im Orte wiederholt mit Ausnahme des Umstandes, daß man sich gefürchtet habe, gegen Savro den Spion zu machen, und ging in der ganzen Landstrecke herum. Die anderen Offiziere beklagten sich, einem Einverständniß mit dem Hauptmann gemäß, über diesen und über seine Nachlässigkeit, und die Kriegslist des Unterlieutenants begann zur Verwunderung zu gelingen. Die Briganten gingen und kamen ohne weiteres Geheimniß in die benachbarten Orte, zur allen Tagesstunden, sogar einer aus Cerzeto hatte den Muth zu kommen und mehr als einmal in seinem Hause zu schlafen. Es gab auf der ganzen albanischen Strecke ungefähr 70 zerstreute Banditen, von denen der Hauptmann ein Register besaß, das mit allen auf sie bezüglichen Bemerkungen versehen war. Die Heimathlosen hatten sich in entfernteren Landstrichen niedergelassen und besuchten ihre Wohnungen sehr selten, aber als sie Kenntniß von diesem Frieden erhalten hatten, kehrten sie allmälig alle wieder in ihr heimisches Nest zurück, indem sie auf die hochgradige Feigheit der neuen Besatzung vertrauten.

Der Unterlieutenant hatte nach achttägigem Stillesitzen zwei Streifzüge durch jene Berghöhen gemacht, geleitet von einem Führer, und hatte das Terrain genau in Augenschein genommen, um danach die Angaben einer geheimen Karte, die er bei sich trug, vervollständigen zu können. Wenn er zeichnete, stand er hinter der Compagnie still, an einem Platz, wo er von dem Führer nicht gesehen werden konnte, den der Sergeant inzwischen beschäftigte und zerstreute. Bei diesen Ausflügen suchte er nach der Hütte der schönen Albanerin, die er flüchtig gesehen hatte und die ihm nicht aus dem Sinn kam, aber es gelang ihm nicht, das Mädchen und deren Wohnung zu entdecken, ungeachtet sein Hauswirth ihn mit mehrfachen Angaben versehen hatte.

Dreimal aber mußte die Besatzung ihr System scheinbarer Apathie verlassen.

Das erste Mal in Folge eines Befehls des Präfecten von Cosenza, sich auf die Landstraße zu begeben, an der man Tags zuvor die Post angefallen hatte. Die Schaar, die sich dorthin begab, fand in der That noch das Heu warm, auf dem die Bande unter einem Brückenbogen genächtigt hatte. Kaum hatten sie aber die Soldaten gesehen, so waren die Briganten in hundert Schritt Entfernung nach Aschia del Crati vorgedrungen, das heißt in einen dichten, undurchdringlichen Wald, der sich auf dem sumpfigen Terrain am Flusse entlang erhebt, ganz voller Vertiefungen, Gräben, halb Land- und halb Wasser-Strichen, durch den eben nur die Briganten die Schlangen und die Eichhörnchen zu gelangen verstehen, die es dort in großer Zahl giebt.

Das zweite Mal setzte sich das Bataillon unter Leitung eines Abgesandten der Präfectur und unter Begleitung eines Parlamentsabgeordneten mit einer Verstärkung von etwa sechzig Nationalgardisten in Bewegung; auch diesmal um Briganten zu fangen, die auf der Landstraße waren. Die drei Offiziere ließen sich führen und leiten, wie Leute, die verpflichtet sind, einer Thorheit nachzugeben. Es war bei Nacht. Je weiter die Colonne vorrückte, gewahrte man, daß Feuer angezündet wurden in der Richtung, die von der Spitze der Avantgarde verfolgt wurde, aus Nationalgardisten bestehend, welche sehr gut mit der Localität Bescheid wußten. Als sie in die Nähe der schwarzen und geheimnißvollen Aschia gelangten, verlangsamte der Mann, der Allen vorausging, seine Schritte, bis er von zweien, die nach ihm kamen, eingeholt war. Vier, die folgten und sich zu isolirt befanden, beschleunigten nun ihre Gangart und eilten, sich mit den Dreien, die voraufgingen, zu vereinigen, und so zu Sieben beisammen, näherten sie sich muthvoller der Aschia, wo sie etwas wie einen Schwarm gewahrt hatten. Um wenige Schritte herangekommen, drängten sich Alle in eine Gruppe zusammen, nahmen die Gewehre schußfertig und schrien:

„Halt, wer da?"

Eine Salve von zahlreichen Flintenschüssen war die Erwiderung. Die Bersaglieri liefen herzu, die übrigen Nationalgardisten näherten sich furchtlos, da alle Albanier kühne Leute sind, aber die Briganten hatten sich in das Innere der Aschia zurückgezogen, und drei Nationalgardisten lagen auf der Erde hingestreckt, um sich nie wieder zu erheben. Der Mond leuchtete hell auf die gegenüberliegenden Berghöhen und da er die Gruppe der Sieben in der Avantgarde vollkommen erhellte, hatte er den Flintenschüssen der Briganten ein leichtes Ziel dargeboten. Man verbrachte thörichter Weise die ganze Nacht damit, die Aschia zu bewachen und ihre Zugänge zu besetzen, während die Briganten sie durchschritten, an Crati vorbeigingen und sich nach Bisignano retteten. Am darauffolgenden Abend trat bei fünfzehn Bersaglieri Zähneklappern und Frost in Folge des Sumpffiebers ein, und wenige Tage danach starben vier von ihnen im Hospital von Cosenza.

Der dritte Streifzug wurde auf das Gehölz von Fuscaldo zu gemacht und war eine Patrouille von drei Tagen und drei Nächten. Als die Bersaglieri ausrückten, waren sie dauernd begleitet von einem Hunde, der sich seit einiger Zeit an sie angeschlossen hatte. Es war ein werthvoller Hund, da er stets der Spitze der Avantgarde vorausging und niemals bellte, er schien sich des Dienstes vollkommen bewußt, den die Soldaten

leisteten, und wenn sich ihm irgend etwas seiner Meinung nach Verdächtiges darbot, wandte er sich um, gleichsam um ein Zeichen zu geben, man solle Acht haben. Während der Trupp nun Nachts bei Mondschein auf das Gehölz von Fuscaldo zu marschirte, steht der Hund still, läuft rückwärts, hält bei dem ersten Versagliere an und stößt wider seine sonstige Gewohnheit ein gedämpftes ängstliches Geheul aus. Der Soldat macht davon dem Offizier Mittheilung, und dieser geht, gefolgt von zwei Versaglieri und von dem Hunde vor, um an der Biegung des Weges ein sonderbares Schauspiel zu gewahren: einen nicht umfangreichen Wald von großen, völlig abgestorbenen Buchen, die gleichsam alle auf einmal gefällt zu sein schienen. Diese majestätischen Bäume bewahrten nur noch ihre Stämme, die Hauptäste und ein paar kleinere Verzweigungen, in der Beleuchtung des Mondes erschienen sie so weiß wie Schnee und hatten das Aussehen riesenhafter, vom Schmerz zusammengekrümmter Gespenster, die mit ausgebreiteten Armen vom Himmel sich Hilfe erflehen wollten. Dies war das einzige interessante Erlebniß jener ganzen Expedition. — Alle drei Streifzüge dienten aber nicht dazu, die Garnison von dem Vorwurf der Nachtlässigkeit im Dienste reinzuwaschen, die Klagen dauerten fort und die Briganten, die von allem Vorgefallenen sehr genau unterrichtet waren, wußten, daß die Truppe sich ganz gegen ihren Willen aufgemacht hatte. Keiner, weder Freund noch Feind, sah die Soldaten mehr als im Dienst befindliche Besatzung an. Der Bürgermeister und zwei Liberale des Orts kamen eines Abends, um einen letzten Versuch zu machen, und benachrichtigten den Hauptmann, daß Anzeichen von irgend einem bedeutsamen Briganten-Unternehmen vorhanden seien, sie gaben alle nur erdenkbaren Informationen und beklagten sich über die Unverschämtheit der Flüchtigen, die sämmtlich Angesichts der Truppe in ihre Häuser zurückgekommen waren und dort blieben ungeachtet der wiederholten Aufforderungen, sie einzufangen.

„Ich danke Ihnen, meine Herren, ich weiß nicht, was ich hier thun soll; schreiben Sie doch nach Cosenza, man solle die Garnison wechseln. Jetzt gehe ich, um den Soldaten beim Tanzen zuzusehen."

Die Herren waren auf's Aeußerste entrüstet, aber dies hinderte den Hauptmann nicht, sich damit zu belustigen, daß er seine Versaglieri hüpfen sah; vielmehr ließ er ihre Festlichkeit bis gegen zehn Uhr andauern.

Aber ungefähr zwei Stunden später, als kaum Mitternacht vorüber war, sahen sich die Versaglieri von ihren Sergeanten aufgeweckt und bedeutet, sie sollten sich ganz ruhig verhalten; die drei Offiziere der Compagnie waren mitten unter ihnen ohne Säbel, aber mit dem Revolver im Gürtel. In einem Nu und ohne Geräusch waren alle Soldaten fertig. Acht von den weniger Kräftigen wurden ausersehen zu bleiben, dann stieg der Hauptmann auf ein Fenster, das in einen Garten herabging und sprang zu Boden und nach ihm gingen Alle auf die gleiche Weise heraus, ohne ein Wort zu sprechen, und vereinigten sich sämmtlich wieder in einem Eichenwald, der hundert Schritte entfernt war; dort wurde die Compagnie in drei Trupps getheilt, einer von dreißig, die beiden anderen von je zwanzig Mann, diese letzteren geführt von zwei Sergeanten, der erste von den Offizieren unter Vorantritt des Unterlieutenants. Als Alles so geordnet war, marschirten die drei Trupps in drei verschiedenen Richtungen ab, immer am Waldsaum entlang; auf Befehl des Hauptmanns gingen sie wie die Schatten und ließen das schlummernde Dorf weit hinter sich. Die Nacht war dunkel und die schwarzen Trupps vermischten sich mit dem Düster des Waldes.

III.

Das nach den Rathschlägen des Unterlieutenants befolgte Informationssystem hatte die besten Resultate erzielt. Zwei Sergeanten von der Compagnie hatten eine seltene Intelligenz darin bewiesen, die Soldaten so zu dirigiren, daß sie die allersichersten Erkundigungen eingezogen hatten. Die Nachrichten, die von einigen Bürgermeistern und einigen Liberalen aus der Umgegend gesandt worden waren, die officiellen Mittheilungen, die man von der Präfectur in Cosenza erhalten hatte, das arglose Vertrauen der Briganten und der Flüchtigen hatten dem Plan der drei Offiziere alle Mittel in die Hand gegeben, um einen guten Streich auszuführen. An jenem Morgen, gegen drei Uhr früh, sollten sich etwa fünfzehn Briganten in San Martino vereinigen, um dann alle gemeinsam zu einer ihrer ruchlosen Unternehmungen auszuziehen. Es handelte sich darum, rings um den Ort Hinterhalte zu legen und sie in einer Falle zu fangen, während die beiden Sergeanten, die in entgegengesetzter Richtung mit den beiden anderen Trupps abgezogen waren, sich der Eine zuerst nach Cavallerizze und dann sofort zurück nach Cerzeto, und der Andere nach Mongrassano und dann nach Cerdicati begeben sollten, um die Flüchtigen festzunehmen, von denen sie ein mit allen Einzelheiten versehenes Register besaßen, das genug Notizen und Anweisungen enthielt, um sie zu finden und in ihren Häusern zu überraschen.

Die Versaglieri, die jene Genüsse von Capua, deren sie sich bis dahin erfreut hatten, nicht recht hatten begreifen können und denen das Benehmen ihres Hauptmanns äußerst seltsam vorgekommen war, hatten sich kaum in dem Walde versammelt, als sie auch schon, wie man zu sagen pflegt, merkten, das Blatt habe sich gewendet, und nun alle bereit waren, ihre Vorgesetzten mit allen Mitteln des guten Willens, der Klugheit und der Entschlossenheit zu unterstützen.

Der Trupp des Hauptmanns stieg in eine Felsschlucht herab, dann an der anderen Seite wieder empor und ging immer unter ungeheuren Kastanien hin, geführt von dem Unterlieutenant, der sich die von ihm selbst gezeichnete topographische Karte fest in's Gedächtniß geprägt hatte; rasch gingen sie vorwärts, stiegen von Höhe zu Höhe, von Hügel zu Hügel, von Wald zu Wald, durchbrachen Hecken, überstiegen die Betten ausgetrockneter Gebirgsbäche, immer entfernt von den betretenen Fußstegen, ohne Avantgarde, ohne Flanken-Deckung, in zwei Gruppen abgesondert.

Plötzlich hielt der Unterlieutenant inne und mit ihm seine Schaar. Der Trupp war eine drittel Meile lang fast begraben in einer dichten Vegetation von fast zwei Meter hohen Farrenkräutern marschirt, dem Lieutenant folgend, der, in diese Finsterniß eingehüllt und am Vorschreiten von all' jenen ineinander verzweigten Pflanzen gehindert, jedes Anzeichen verloren hatte, an dem er sich hätte vergewissern können, daß er richtig ging. Als sie aus jener Wildniß auftauchten, befanden sie sich auf einer freien Lichtung, die der Offizier nicht erwartet hatte. Da die erste Gruppe stillstand, wurde sie alsbald von der zweiten erreicht, die der Hauptmann anführte.

„Warum wird gehalten?" fragte dieser seinen Untergebenen.

„Ich muß fehl gegangen sein. Aber jetzt werde ich mich orientiren."

„Bedenken Sie, daß keine Zeit zu verlieren ist und daß eine Stunde über den Handstreich entscheiden und ihn vereiteln kann."

„Zweifeln Sie nicht. Lassen Sie uns bis an's Ende jener Lichtung gehen, vielleicht werde ich dort besser erkennen können, an welcher Seite das Thal liegt."

Sie marschirten noch eine Zeitlang, dann hielten sie bei einem Hügelrücken still.

„Hier ist's, Hauptmann, wir haben uns nach links hin verirrt. Wenn wir diesen Kamm hier verfolgen, werden wir die gute Straße wieder erreichen.

Und sie nahmen den Weg etwas eilfertiger auf und über ein felsiges Terrain hin in zwei Schwärmen, wie vorher. Nachdem sie ungefähr zweihundert Schritte gemacht hatten, fanden sie eine Hütte; der Offizier hielt noch einmal an und dachte bei sich: Das ist das Haus, das ich so lange gesucht habe! — und er fühlte sein Herz gleichsam zittern, und in jener Finsterniß ließ ihn seine Einbildungskraft den Zug von Cosenza sehn und jenen Schwarm von Landleuten, welche die

mageren Pferde hinter sich herzogen, und mitten unter ihnen, schön wie eine Göttin, Diejenige, die er in seinem Innern zu nennen pflegte „Meine schöne Albanerin."

„Sergeant, gehen Sie vorwärts, immer geradeaus, ich komme Ihnen sofort nach;" und er hielt still bis zur Ankunft der zweiten Gruppe.

„Hauptmann, da ist ein Haus; wenn irgend Jemand uns hier entdeckt, muß man ihn verhindern, daß er uns vorauskommt."

„Wo ist dies Haus?"

„Dort, sehen Sie nach rechts, ungefähr dreißig Schritte."

„Sehr gut. Sergeant!"

„Hier, Herr Hauptmann!"

„Halten Sie hier mit vier Bersaglieri ungefähr sechs oder acht Minuten lang still, verbergen Sie sich hinter jenen Stein und beobachten Sie gut. Wenn Jemand dort herauskommt, nehmen Sie ihn fest, lassen ihn kein Wort sprechen und führen ihn mit sich."

„Zu Befehl."

Es ist unnöthig, hinzuzusetzen, daß diese Unterredungen mit ganz leiser Stimme geführt wurden.

Der Sergeant blieb zurück, der Unterlieutenant beschleunigte seine Schritte, holte seine Schaar wieder ein und ließ sie ungefähr zweihundert Schritte von dem Hause entfernt anhalten und alle Soldaten sich niederwerfen; auch der Hauptmann säumte nicht, mit seinem Schwarm heranzukommen. Alle blieben lauschend auf der Stelle. Einen Augenblick danach hörte man einen Ruf, danach ein tiefes Stillschweigen von mehr als fünf Minuten und dann sah man den Sergeanten mit vier Bersaglieri herankommen, die einen Alten in Hemd und Hosen mit sich führten.

„Dieser Mensch da ist aus dem Hause gekommen, hat angefangen sich umzusehen und dann nach dieser Spitze zuzugehn, ich habe ihn verfolgt und festgenommen."

„Hat er nicht geschrien?"

„Nein, Herr Hauptmann, ich habe ihm das Bajonett auf die Brust gesetzt und er war stumm, wie ein Stock."

„Sehr gut. Lieutenant, liefern Sie ihn an zwei Bersaglieri aus Ihrem Trupp aus und führen Sie ihn mit sich, im Nothfall wird er Ihnen als Führer dienen. Vorwärts!"

Alle erhoben sich, der Alte wurde zwei wachehaltenden Engeln ausgeliefert, und der Zug setzte sich wieder in Bewegung. Am Ausgang des Waldes fanden sie Felder mit frischgemähtem Getreide; der Alte machte etwa zehn Schritte in halbem Lauf, hielt dann an und sagte mit leiser Stimme:

„Aus Barmherzigkeit . . . haltet an . . . ich kann nicht gehen."

„Vorwärts, oder Du bleibst wirklich hier, weißt Du."

„Ich habe keine Schuhe, und diese Strohstoppeln zerstechen mir die Füße."

„Ah, Du möchtest hier bleiben, um dann davon zu laufen, um Deine Gevattern zu benachrichtigen, ah! Vorwärts, weniger Grimassen geschnitten!"

Der Alte schien sich ein Herz zu fassen, aber nach sechs oder sieben Schritten ließ er sich an die Erde fallen.

Der Offizier hielt inne und fragte, was das wieder bedeuten solle.

„Herr Major . . . haben Sie Mitleid mit einem armen Greise . . . diese Strohhalme, die so trocken, hart und spitz sind, durchbohren mir ja die Füße . . . ich habe sie alle in der Haut . . . ich kann nicht weiter gehen."

„Hier sind zwei Brotbeutel."

Zwei Bersaglieri boten sie ihm dar.

„Nimm dies, das ist Stoff zu Strümpfen, wickele Deine Füße dahinein und beeile Dich, denn es ist gut, wenn Du Dich daran erinnerst, daß Du bei dem geringsten Versuch, unsere Gegenwart zu verrathen, abgethan wirst."

„Danke, Herr Major . . . Denkt nichts Uebles von mir, ich liebe die Briganten ja nicht, ich habe einen Sohn verloren, der unter Garibaldi Corporal war. Und ich habe einen andern Sohn, der unter Victor Emanuel dienen soll."

So vergingen noch ein paar weitere Minuten, bis sich der Alte, so gut es eben gehen wollte, aus den beiden Brotbeuteln eine Art Fußwerk zusammengeschnürt hatte.

Nach einer halben Stunde gelangten sie in Sicht der Ortschaft, die San Martino genannt wird und der Platz für die bevorstehende Versammlung der Briganten war.

Die Stadt erschien wie eine dunkle, zerstückelte Masse, man hörte nicht das geringste Geräusch.

In Süd-Italien leben die Landleute nicht zerstreut in einzelnen Meierhöfen wie in Ober- und Mittel-Italien, sondern in Ortschaften zusammengedrängt, sie haben dort auch weniger das Bedürfniß für Wächterhunde, die selten da sind, wenn es sie überhaupt giebt. Uebrigens marschirten die Bersaglieri bei ihrer Annäherung an den Ort so behutsam, daß, auch wenn es dort Hunde gegeben hätte, diese sie nicht gehört haben würden.

Dem Alten wurde geboten, um schleuniger fertig zu werden, die Eingänge zu der Ortschaft anzugeben.

„Es giebt deren nur drei," erwiderte er, und führte den Hauptmann zu denselben. Man wählte nun Stellungen für drei Hinterhalte und acht Bersaglieri wurden für jeden derselben bestimmt, während sechs mit dem Hauptmann an der Spitze zurückblieben, als Unterstützung im Falle der Noth für jeden dieser drei.

Die Posten wurden alle dort gesetzt, wo sich eine allmälige Abdachung im Erdreich zeigte, damit die Soldaten von unten nach oben spähen konnten und vom Hintergrund des Nachthimmels Alle sich abheben sahen, die etwa ankamen, indem sie selbst in der Dunkelheit verborgen blieben und sich mit dem Gebüsch und dem Kraut ringsum vermischten.

Zwei Posten waren bereits aufgestellt, es blieb noch der dritte und, weil den Häusern am nächsten, der wichtigste; der Unterlieutenant, welcher ihn beschligte, vertheilte die Bersaglieri diesseits und jenseits des Fußweges, als er die Thür des zunächst gelegenen Hauses sich öffnen hörte.

„Nieder Alle!" flüsterte er mit gedämpfter Stimme, und warf sich selbst platt auf den Boden.

Die Thür öffnete sich ganz leise zur Hälfte, und eine Zeit lang sah man Keinen herauskommen; der Offizier fürchtete, daß er sich habe entdecken lassen und daß er so vielleicht den Erfolg der Expedition auf's Spiel gesetzt habe; endlich zeigte sich für einen Augenblick etwas Weißes, das ein Frauenkopf sein konnte, dann hörte man zwei schallende Küsse, und ein Schatten huschte eilfertig längs der Hauswand hin, um drei Thüren tiefer zu verschwinden, und dann war nichts mehr zu bemerken.

„Die ganze Welt ist ein Land," dachte der Offizier bei sich selber und dann beendete er die Aufstellung seiner Leute und setzte Jedem deutlich auseinander, was er zu thun habe.

Von der Uhr des Glockenthurmes schlug es sechs; er zeigte die Stunden, wie alle Uhren im Königreich beider Sicilien auf italienische Art an, d. h. also: sechs Uhr Nachts ist, was in dieser Jahreszeit zwei Uhr Morgens entsprach.

Nach den Schlägen der Thurmuhr erschien dem Offizier das Schweigen noch tiefer, als zuvor, noch absoluter und noch feierlicher, und in derselben Zeit auch ganz im Gegentheil wieder voller Töne, so daß er sein Ohr und seinen Geist anstrengte, um seiner Pflicht als Beobachter besser zu genügen, und allmählich dahin gelangte, eine Fülle von Geräuschen zu unterscheiden, die er unter andern Umständen sicher nicht hätte bemerken können, und die gewissermaßen als ein kaum vernehmbares, beinahe eingebildetes Summen nächtlicher Insecten, ein kaum unterscheidbares Zischen, ein leichtes Athmen des Windes in der Höhe, zwischen den reglosen Kronen der Bäume, wie Thiergeschrei erschienen, das ihm aus den umliegenden Wäldern zu kommen und aus dem fernen Sumpf von Crati aufzusteigen däuchte: Summen, Athmen, Geschrei, Geräusch, das man hörte, wie man Worte zu hören glaubt, die man denkt, ohne sie auszusprechen in pathologischem Sinne. Wie in einem Fieberdelirium zogen dem Offizier gleichzeitig tausend Bilder durch

die Seele nach Art jener flüchtigen Erscheinungen, die dem Schlafe vorhergehen, und unter ihnen hob sich immer beständiger, immer häufiger und bestimmter, endlich ganz klar und fest das Bild seiner schönen Albanerin heraus.

Aus diesem Zustand schlafbringender Phantasien wurde er gleichsam plötzlich aufgeweckt dadurch, daß er ein trübes schwermüthiges Lied in reizender und eigenthümlicher Melodie hörte, das in albanischer Sprache von einer prächtigen Baritonstimme gesungen wurde; da es von der andern Seite widerhallte, rief es die Verfaglieri leise zur Aufmerksamkeit und ließ sie den Fußweg auskundschaften, von dem man etliche Briganten erwartete.

Die Stimme näherte sich rasch, man begann die Schritte des Sängers zu unterscheiden, der sich flink näherte, und endlich erschien über ihnen, etwa zwanzig Meter zurück, eine große, schwarze Masse, ein Schatten mit spitzem Hut und Bändern, die auf die Schultern niederfielen, sowie mit Flinte und Bandelier.

Bei jedem Posten waren drei bis vier der allerstärksten Soldaten aus der Compagnie aufgestellt, mit Händen, wie eiserne Schraubstöcke. Die jenes vordersten Postens standen aufgerichtet in ihrem Versteck da mit bereiten Schraubstöcken, aufmerksam, den Athem anhaltend, bereit, zuzugreifen, und erwarteten jenen Schatten beim Durchgang. Die Andern hielten den Karabiner mit gespanntem Hahn.

(Fortsetzung folgt.)

Schwiegers Feuerwehr-Leiter.

(Mit zwei Illustrationen.)

Zu den segensreichsten und nothwendigsten Einrichtungen unseren Zeit gehören tüchtig geschulte Feuerwehren. Daß dieselben in allen großen und größeren Städten Berufs-Feuerwehren sind, ergiebt sich aus der Lage der Dinge. Der immerwährenden Gefahr von Bränden gegenüber ist auch die bestorganisirte freiwillige Feuerwehr nicht zuverlässig und rasch genug; auch können Störungen der öffentlichen Ruhe und Ordnung nur vermieden werden, wenn bei Schadenfeuern die auf's Beste eingerichtete Maschinerie der Berufs-Feuerwehr glatt und von der unbetheiligten Menge unbeachtet arbeitet.

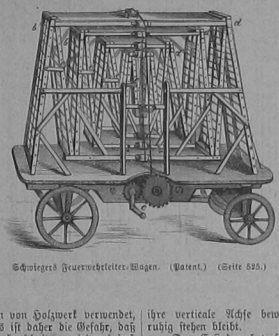
In großen Städten, wie z. B. Berlin, Breslau, Hamburg, Frankfurt, Leipzig, vergeht kein Tag und keine Nacht, ohne daß die Feuerwehr zu wiederholten Malen alarmirt wird, und es ereignet sich oft, daß die Mannschaften derselben mit Anspannung aller ihrer Kräfte und mit Lebensgefahr einzugreifen haben.

Je volkreicher die Städte werden und je höher in Folge dessen die Häuser, die sogenannten Mietskasernen, mit Bewohnern bis zum Dach erfüllt, gen Himmel steigen, desto nothwendiger machen sich vervollkommnete Apparate zum Löschen und zur Menschenrettung. Die Treppen in den neuen 4—5stöckigen Häusern sind fast durchgehends aus Holz und leicht, wenn auch fest construirt.

In den oberen Stocks werden Unmassen von Holzwerk verwendet, sogar die Zwischenwände sind aus Holz. Es ist daher die Gefahr, daß den Hochwohnenden der gewöhnliche Mittteg abgeschnitten wird und daß die Feuerwehr von Innen keinen Zugang zum Feuerheerde findet, immer sehr nahe.

Für solche Fälle müssen also riesige Leitern in Dienst gestellt werden. Wie machen hiermit auf eine neue Construction aufmerksam, welche von F. W. Schwieger in Leipzig erfunden und worauf ihm ein deutsches Reichs-Patent ertheilt worden ist. Diese Schwiegersche Leiter besteht aus einzelnen pyramidal geformten Doppelleitern, die ineinander gelegt werden können und im zusammengelegten Zustande nur einen verhältnißmäßig geringen Raum einnehmen. Die leichte Transportfähigkeit in diesem Zustande auf einem Wagen-Untergestelle ist aus der Figur Seite 525 d. Bl. ersichtlich.

Der auf der Wagenplatte feststehende Theil der Leiter enthält alle übrigen beweglichen und aufzuklappenden Theile derselben; sie werden durch einen Windemechanismus und Seilwerk auf einfache Weise aufgerichtet. Durch Anziehen oder Nachlassen des Seiles findet ein Empor- oder Zusammenklappen der einzelnen Leitertheile statt, indem sich nach und nach immer eins, um seinen Drehpunkt sich bewegend, über das andere hürmt, oder entgegengesetzten Falls eins über dem andern zusammenklappt.



Schwiegers Feuerwehrleiter-Wagen. (Patent.) (Seite 525.)

Ist diese Feuerwehr-Leiter emporgerichtet, so werden deren einzelne Etagen mittels lösbarer Bolzen mit einander befestigt, und Streben, welche mittels Haken in ihrer Stellung gehalten werden, bewirken den sichern Stand des Leiteraufbaues, wie solcher auf Seite 520 d. Bl. ersichtlich ist.

Diese Schwiegersche Leiter kann in verschiedener Höhe, mit mehr oder weniger Etagen angefertigt werden. Ebenso kann die Wagengestell-Platte mit einem Drehmechanismus eingerichtet werden, durch welchen die Leiter um ihre verticale Achse bewegt werden kann, der Wagen selbst aber ruhig stehen bleibt.

Der Erfinder hat seine Construction zuerst in „Otto Sacks Patentverwerther" veröffentlicht, einer illustrirten Zeitschrift zur Förderung der Interessen von Erfindern und Patent-Inhabern, herausgegeben von Otto Sack, Patentanwalt und Ingenieur in Leipzig, Katharinenstraße 18. Wir empfehlen dieses Organ allen Interessenten und zugleich die prompte und sachverständige Vermittelung des Herrn Sack in bezüglichen Fällen, für Patentausnutzung, Patentverkäufe, Lizenzabgaben, Vertrieb von Patentobjecten 2c.

Im Walde.

Wie durch die Waldesräume
So heil'ge Andacht geht!
Es rauschen alle Bäume
Ihr flüsternd' Frühgebet.

Der Quelle Plätschern sprühet
Die auf die Stirn ihr Naß,
Gedämpft die Sonne glühet,
Gleichwie durch buntes Glas.

Des Städtchens Glocken schallen
Empor zum Waldesbang,
Es braust durch Felsenhallen
Der Wind wie Orgelklang.

Der Vögel Singen grüßet,
Und durch die milde Luft
Von Baum und Blumen fließet
Ein süßer Waldesduft.

August Altmann.

Schlesische Chronik.

Der Schweidnitzer Keller in Breslau. Von R. Raab*). Eine historische Merkwürdigkeit ist das s. Z. weitberühmte Bier „Schöps" oder „Scheps", von welchem folgende Versus memoriales sich finden:

Schöps caput ascendit, nec scalis indiget ullis,
Sessitat in Stirnis mirabilis intus in Hirnis;
und
O Schöps, Schöps, te libenter bibit omnis plebs.

Schöps wurde seit dem Anfange des 14. Jahrhunderts in Schweidnitz gebraut und bis nach Polen verfahren. In Breslau führt der Schweidnitzer Keller seinen Namen nach dem Brauorte. Urkundlich läßt sich nachweisen, daß Schöps bereits 1392 in dem Schweidnitzer Keller verzapft wurde.

Nach einem im April 1882 von dem Magistrat in Schweidnitz mir zugegangenen Schreiben wird noch gegenwärtig von der Schweidnitzer Brau-Commune, einer seit etwa 1350 bestehenden Vereinigung von Hausbesitzern, ein Bier, „Schöps" genannt, gebraut, ein kräftiges Lagerbier von dunkler Farbe, von welchem jährlich an 1600 Hektoliter verkauft werden. Dieses Bier kann zwar mit dem Gebräu des 14. Jahrhunderts nicht identisch sein, da man in damaliger Zeit untergährige Biere nicht kannte; es wird indeß außer dem Namen auch von dem Blute des „Schöps" geerbt haben, der über 250 Jahre lang als Lieblingstrunk der Breslauer im Gebrauch blieb.

Der „Schweidnitzer Keller" in Breslau konnte im Jahre 1881 sein 400jähriges Jubiläum begehen. Derselbe entstand zugleich mit dem Rathhaus, dessen Souterrain er bildet, und datirt aus den Zeiten, da die Könige Böhmens Herren von Breslau waren. Die ältesten Quittungen des Kellereibetriebs (damals hielt es die hohe Obrigkeit nicht unter ihrer Würde, das Schankgewerbe selber zu betreiben) datiren aus dem Jahre 1357. Seine dermalige, massiv ausgebaute Gestaltung erhielt der Keller im Jahre 1481. Ein specielles Datum damaliger feierlicher Eröffnung ist nicht zu ermitteln gewesen, so daß die schlesische Hauptstadt auf eine officielle Feier verzichten mußte.

Im Jahre 1835 erhielt der Brauereibesitzer Friebe auf 50 Jahre den Zuschlag der Pacht, für 400 Thaler. Der Keller war damals im tiefsten Verfall und wurde nur von den allerniedrigsten Volksschichten besucht. Friebes Thatkraft und Friebes Bier schafften bald Wandel. Der Verkehr hob sich seitdem von Jahr zu Jahr**).

Von der Frequenz, dessen sich der „Schweidnitzer Keller" jetzt von früher Morgenstunde bis in die sinkende Nacht hinein erfreut, gewinnt man nur durch eigenen Augenschein ein anschauliches Bild. Auf der rechten Seite der Steintreppe geht man hinab, auf der linken hinauf; die Wegscheide bildet ganz primitiv eine Holzbohle. Nicht blos Breslau, nein ganz Schlesien giebt sich in diesen unterirdischen, selbst am Tage zum Theil vom Gaslicht erleuchteten Räumen tagtäglich Hunderte von Rendez-vous, und Alles, was typisch und national-charakteristisch von dem Volksstamm in unserer Alles nivellirenden Zeit noch übrig geblieben ist, tritt in diesem Kaleidoskop zu Tage. Selbstverständlich spielt dabei das heimische Idiom eine große Rolle, es giebt der oft nervenerschütternden Conversation, welche die Gewölbe durchschwirrt, ein specifisches Colorit. In den vorderen Hallen entwickelt sich das volksthümliche Treiben des durstigen Breslau mit all dem drastischen Humor, der zumal den unteren Volksschichten hier noch eigen ist. Der Bauernsaal zur Linken der Vorhalle und der Schwindlersaal zu deren Rechten bilden den Lieblingsaufenthalt der Passanten, welche den Weg zum Ring und zum Schweidnitzer Keller ebenso instientiv zu finden wissen wie die Hand des Essers den Mund. Für jeden echten Schlesier liegt dieser unterirdische Tempel des Gambrinus nie aus dem Wege! Vom „Schwindlersaal" gelangt man in den Fürstenkeller, der unmittelbar unter dem Fürstensaal des Rathhauses sich befindet, und dessen vier Kreuzgewölbe mit vorspringenden Rippen und Schlußsteinen versehen sind. Ein mächtiger Mittelpfeiler, zugleich Subconstruction der Erdgeschoßflur des Rathhauses, stützt die Kreuzgewölbe dieses Raums, wo mit besonderer Vorliebe die Honorationen des Breslauer Bürgerthums und Großgewerbes verkehren. Die letzte Halle heißt der Musikersaal und wird gern von den Jüngern des Apollo aufgesucht.

Der Ertrag des Kellers war stets ein sehr hoher; schon im Jahre 1760 hatte der Kellerpächter 2600 Thaler Pacht jährlich zu entrichten.

Seit 1519 führte von dem Keller unter dem Markte hinweg nach dem gegenüberliegenden Hause, dem ehemaligen Stadtbrauhause, ein hoher breiter, gewölbter Weg, durch welchen das Bier zu Wagen in den Keller geschafft werden konnte.

Das Schöps-Bier durfte in Breslau **nur** im Schweidnitzer Keller verschänkt werden. Dieses Bierschankmonopol war die erste Veranlassung zu den im Jahre 1380 zwischen dem Stadtrathe und den Domcapitularen ausgebrochenen Streitigkeiten, die sogar das bischöfliche Interdict herbeiführten. Hierüber in aller Kürze Folgendes:

Die von dem Stadtrath völlig unabhängige Domgeistlichkeit hatte sich um 1379 nach ihrem guten Rechte erlaubt, das Schweidnitzer Bier direct zu beziehen, anstatt dasselbe aus dem Schweidnitzer Keller zu entnehmen, wo es mit städtischen Abgaben belegt war. Die Domvicarien richteten sogar in ihren eigenen Häusern Bierstuben ein, wohin die Stadt- und Landbevölkerung strömte, weil man dort nicht allein billigeres Bier als im Keller erhalten, sondern auch seinem Unwillen über Rath und Patrizier ungestörter Luft machen konnte. Der Schweidnitzer Keller verwaiste. Der Rath sah diesem die städtischen Einnahmen schmälernden Treiben nicht lange ruhig zu. Nach einem Rathsbeschlusse wurden plötzlich die geistlichen Bierstuben geschlossen, und es erging ein strenges Verbot, fernerhin von Schweidnitz Bier für die Geistlichen herbeizuschaffen. Dieser Coup hatte keine augenblicklich bemerkbaren Folgen, denn es war Sedisvacanz eingetreten, und die Capitularen mochten sich auch selbst sagen, daß man durch Anlegung von geistlichen Schankstätten eben nicht der Würde und Klugheit gemäß gehandelt und den Unbilden selbst Thür und Thor geöffnet hatte. Gegen Weihnachten des Jahres 1380 gab indeß ein Vorfall zu neuen Mißhelligkeiten Veranlassung. Der Herzog Ruprecht von Liegnitz schickte nämlich seinem Bruder, dem Domdechanten Heinrich, ein Fuder Schweidnitzer Bier zum Geschenk. Der Fuhrmann kam bei dem Rathe um die Erlaubniß ein, das Bier auf der Dechanei abladen zu dürfen. Der Rath aber warf den Fuhrmann in's Gefängniß und ließ das Bier confisciren. Das vacante Bisthum verwaltete der Bischof Wenzeslaus von Lebus; dieser war nach Art der damaligen geistlichen Fürsten und Herren über den Vorfall so erbittert, daß er ohne Weiteres den Bannfluch über Breslau aussprach. Er forderte vom Stadtrath Genugthuung, und als diese verweigert wurde, las kein Geistlicher mehr die Messe, noch wurde getauft, getraut und in geweihter Erde begraben.

Am 27. Juni 1381 kam König Wenzel zur Krönung nach Breslau. Die gesammte Geistlichkeit verweigerte die bei dieser Feierlichkeit nothwendigen Dienste, obgleich der König versprach, die Sache untersuchen zu lassen und dem Capitel volle Genugthuung zu verschaffen. Die Aebte zu St. Vincenz und auf dem Sande verweigerten gleichfalls ihre Dienste und wurden flüchtig. Der auf's Aeußerste gegen den Klerus erbitterte König gab jetzt Befehle zur Plünderung der Klöster sowie der Domresidenzen, und seine Böhmen kühlten im Vereine mit Breslaus Pöbel ihr Müthchen an der Geistlichkeit durch Beraubung und Verspottung, wobei der König und sein Hof nicht fehlte.

Dieser sogenannte „Pfaffenkrieg" währte fast ein halbes Jahr. Die Stadt-, Kloster- und Landgemeinden hatten sich schon vor dem völligen Ausbruch nach Neisse geflüchtet. Auch hier hatten sie vor dem aufgebrachten Könige keine Ruhe; er befahl dem dortigen Rathe, sie sämmtlich gefangen zu nehmen. Als der Rath eine feine, ausweichende Antwort gab, versuchte es Wenzel durch List. Er lud die geflohenen Geistlichen sehr gnädig ein, nach Breslau zurückzukehren und schickte ihnen sogar Freipässe. Sie hüteten sich wohl, von denselben Gebrauch zu machen. Der König citirte endlich den Bischof von Leubus als Stiftsadministrator und gebot ihm, die Domgeistlichen nach Breslau zurückzuberufen, widrigenfalls er alle Kirchengüter und Präbenden einziehen würde. — Dies wirkte. Der Bischof vermochte die Kanoniker und Aebte zur schleunigen Rückkehr. Der Kirchenbann wurde sofort aufgehoben. Die bezähmten Widerspenstigen mußten schriftlich geloben, niemals das Interdict zu erneuern, und erhielten dafür das Zugeständniß, für sich und ihre Leute Schweidnitzer Bier zu schänken und „auf kerbe schneiden zu lassen" (d. h. auf den Kerb- oder Raitstock einzuschneiden oder auf Rechnung zu verkaufen). An die Bürger der Stadt sollte indeß nie wieder auf dem Dome ausgeschänkt und verabreicht werden.

Zum Andenken an diesen „Pfaffenkrieg", „Schweidnitzer Bierkrieg gegen die Pfaffen", trug fortan der Schänkmeister geistliche Kleidung, um zu symbolisiren, daß die Geistlichkeit sich einst den Bierschank angemaßt hatte. Dieses curiose Kellnercostüm, welches eine Abbildung der Kellerflur aus dem Jahre 1711 der Nachwelt gerettet hat, erhielt sich bis Ende des vorigen Jahrhunderts.

In dem Keller haben sich mancherlei Schnurrpfeifereien angesammelt. Ein auf drei Füßen stehender und mit einem Deckel versehener silberner Fingerhut, der als ein Trinkgefäß angesehen wird, soll ein sehr beliebter Spott auf die Schneider gewesen sein. Der „große hölzerne Ygel" faßt 18 kleine gläserne Ygel (Igel), d. i. die bis 1783 gebräuchlichen gläsernen Trinkgefäße von 2 Quart Gehalt. Ein hölzernes Bild stellt einen Eselsschwanz und ein Glöckchen dar; es war, wie eine alte Beschreibung des Kellers sich ausdrückte, „eine Warnung für unfläthige und grobe Purschen". Das „Lümmelglöckchen" an der Thüre rechter Hand wurde stets geläutet sobald ein Gast sein Glas zerbrach oder sich unschicklich aufführte. Auf diese ungezogenen Erdenbürger bezieht sich der nachstehende Vers der fünften Verordnungstafel:

Hör, guter Freund und laß Dir sagen,
Du sollst allhier kein Glas zerschlagen,
Oder die Stück' werfen an die Wand',
Sonst mußt Du geben 12 gr. behend.

---

*) Wir entnehmen dieses für die Culturgeschichte interessante Capitel aus dem auf Seite 495 d. Bl. beschriebenen Werke unseres verehrten Mitarbeiters Postdirector R. Raab: „Bilder aus dem Reiche der geistigen Getränke."

**) Die Friebe'schen Erben haben den Keller noch jetzt in Pacht, doch wird nach der Beendigung der gegenwärtigen Pachtperiode eine Meistbietung und Auswahl unter den Bietern eintreten.

Eine Holzfigur, der Kellertreppe gegenüber, mit einer Begrirbr darunter, soll an eine kolossale Kraftprobe eines Mitgliedes der alten Breslauer Aufsäderzunft erinnern. Eine Holzfigur in einem Glaskästchen stellt die Breslauer „Zeppopel" dar, ein armes adeliges Fräulein (Fröle Johanne), das im Anfang des vorigen Jahrhunderts durch ihre Leichenbitterinnentracht den Spott der Straßenjugend herausgefordert haben soll.

„Zu damaliger Zeit war auch ein Stadtoriginal der Bruder Alex, vulgo „Bierzesel", ein Bettelmönch aus Obsvity, der im Schweidnitzer Keller die Rolle eines privilegierten Schmarotzers gespielt zu haben scheint.

Kein Nachfolger in diesem Stadium war der unlängst verstorbene „Post-Wilhelm", ein armes Subjekt, welches durch den Verkauf von 6000 Thlr. seinen sittlichen Halt einbüßte und seitdem als Bierstichdummler im Schweidnitzer Keller von den Neigen lebte, die man in den Kuffen als stillschweigend ihm zuerkannte Fideicommiß übrig ließ. Ein anderes noch lebendes Original des Schweidnitzer Kellers ist das „Ellen-Mädchen", eine jetzt bereits 70jährige Matrone, welche seit 60 Jahren die privilegierte Hausiererin des Locals ist und jedem Fremdling mit der stereotypen Frage: „Kaufen Sie wie was ab?" ihren Krimskrams zum Kauf anbietet. Im Jahre 1874 feierte Ellen-Mädchen ihr 50jähriges Kellerjubiläum, und ihre beneidenswerthe Frische und Gesundheit gelten allen Freunden des Kellers als argumentum ad hominem, daß die Atmosphäre der „unterirdischen Räucherkammer" unmöglich so gesundheitsgefährlich sein könne, wie Manche behaupten wollen, die niemals drunten gewesen.

Ende des 16. Jahrhunderts wurde das Schöps-Bier vom Freiburger Bier verdrängt. 1621 kamen Steinguter, Holdberger, Lauban, 1628 Bernauer und polnisches, späterhin Bierforten von noch „weiterher", selbst von Prag, Frankfurt u. s. w. Das gegenwärtig im Schweidnitzer Keller zum Ausschank kommende Bier hat seinen Namen von den beiden letzten Pächtern Friebe und Sohn und nimmt unter den schlesischen Bieren einen der ersten Plätze ein.

Kein Wunder, daß seine Erzeuger als Millionäre starben.

Aus Heimath und Fremde.

Indischer Wald. (Mit Illustration.) Der klimatische Charakter Asiens — von welchem natürlich die Beschaffenheit der Vegetation abhängt — ist so verschieden, daß die Pflanzenwelt nur in einzelnen Revieren betrachtet werden kann. In dem hohen Hinterasien bieten nur die wohlbewässerten Thäler der Nordchebirgsländschaften Chinas, der Mandschurei, Dauriens hochstämmige Waldungen, dauernde Inselsächen und unter der Cultur der Menschenhand einen Ueberfluß von Nahrungspflanzen dar; während die südlichen gelegenen Thalebenen Thibets im heißen Sommer Wein, Aepfel, Nüsse, Aprikosen ꝛc. in fruchtbarer Fülle enthalten. — Nordasien hat Wälder von Laub- und Nadelholz, das aber periodisch abtrieb und ohne Unpsiegkeit ist. — In Westasien ist im Allgemeinen Vegetationsarmuth, die Dattelpalme ist fast der einzige Verkündiger pflanzlichen Lebens, und nur die in der Nähe des Meeres gelegenen Terrassenlandschaften lassen neben Palmen und Edelfrüchten den Kaffeebaum und Gewürzpflanzen gedeihen. In Mesopotamien, in den Thallandschaften Nordsyriens und Anatoliens wachsen in reicher Entwickelung Wein, Oel- und Feigenbäume, Orangen, Myrthen, Rosengehölze und allerhand hochstämmige Edelfrüchte. — Die reichste Vegetation entfaltet Südostasien. In naher Nachbarschaft der schneebedeckten Himalaykketten schießt aus dem feuchten Boden des von tropischer Sonne beleuchteten Bengalischen Tiefbodens, des Hügellandes Tarai und der Gestade des ostindischen Archipels eine üppige und riesenhafte Vegetation. Die Bäume erreichen eine Höhe von über 100 Fuß, Farrenkräuter die Höhe europäischer Waldbäume; Gräser gewinnen eine Höhe und Stärke, daß deren Halme gleich hohlen Baumstämmen zu Fässern und Eimern verarbeitet werden. Aus Sandelholz, Ebenholz, Teak- und Rauchnußholz, Drachenbäumen, Schirm-, Kohl- und Sagopalmen, Cocospalmen, Bananen, Brodfruchtbäumen, reichen Feigenbäumen ꝛc. setzt sich der tropische Wald zusammen, dessen Majestät mit derjenigen der südamerikanischen Urwälder wetteifert, während selbst ungepflegt die Gewürzbäume, wie Muskat-, Zimmet-, Gewürznelkenbäume, sowie Ingwer-, Pfeffer- und andere Gewürzpflanzen wuchern. Hier sind auch die oft genannten Dschungeln, in deren Gesilden die Tiger und zahllose toddrohende Schlangen sich bergen, wie überhaupt hier der Großartigkeit der Pflanzenwelt die der Thierwelt entspricht und neben dem Königstiger der Löwe, Panther, der Elephant, das Nashorn, ungeheure Eber ꝛc. bei Riesenschlangen und Crocodilen sich tummeln.

Allerlei Nützliches.

Birkenwein. Dieses Gesundheitsmittel wird auf einfache Weise bereitet. Der frische Saft, welcher durch Anbohrung des Baumes und Einstopfen eines Röhrchens in das Bohrloch gewonnen wird, ist unterbeständigem Abschäumen bis über die Hälfte einzukochen, dann setzt man auf je 1 Liter des eingedickten Saftes 220 Gr. Zucker, 15 Gr. Weinstein und 10 Gr. Hollunderblüthe zu. Will man moussirenden Birkenwein haben, so zieht man das in vorstehend beschriebener Weise bereitete Getränk vor vollendeter Gährung, aber erst nachdem dasselbe klar geworden, auf Flaschen. Letztere sind ebenso zu verkorken und zu befestigen, wie Champagnerflaschen.

Recept zu Glanzwichse. Man mischt 3 Pfund Glycerin und 3 Pfund Syrup, übergießt damit 3 Pfund Kienruß und ¼ Pfund gebrannte Knochen. Dann läßt man 60 Gramm Guttapercha bei mäßiger Wärme auf, fügt dieser Lösung 250 Gramm Baumöl und 25 Gramm Stearin zu. Dieses Gemenge wird nun mit der obigen Masse gemischt, dann noch eine Lösung von 100 Gramm Senegalgummi in 1 Pfund Wasser und eine kleine Quantität Lavendelöl zugesetzt.

Ungeziefer von Haustthieren zu vertreiben. Man braucht eine Mischung von Anisöl und Essig, womit das Fell der Thiere eingerieben wird. Die Schmarotzer sterben zwar nicht davon, verlassen aber den Pelz so schnell als möglich, da ihnen der Geruch unausstehlich ist.

Schlesischer Geschichtskalender.

(Nach Mittheilungen des Pastor **Bormann** in Prausnitz.)

Den 10. Mai 1480. Herzog Friedrich I. läßt Goldberg befestigen.

1526. Herzog Hans zu Oppeln erhebt Tarnowitz zu einer freien Bergstadt.

1682. Brand zu Freystadt in der Crossener Vorstadt, 31 Häuser.

1765. Großer Brand zu Bernstadt, 41 Häuser.

1819. Großer Brand zu Polkwitz.

Den 11. Mai 1101. Erbauung der Stadt Greiffenberg.

1141. Herzog Wladislaw II. von Polen erbaut ein festes Schloß auf dem Gröditzberge.

1428. Die Hussiten erobern unter Anführung ihres Hauptmanns Peter Polack die Stadt Nimptsch.

1554. Fanatische Judenverfolgung in Schlesien, 41 werden verbrannt, alle Kinder über 7 Jahr alt den Eltern entrissen, um als Christen erzogen zu werden, und alle übrigen Juden aus dem Lande vertrieben.

1630. Großer Brand zu Sprottau, durch einen Blitz entzündet, es brennt die ganze Stadt ab.

1677. Große Feuersbrunst zu Sagan.

1762. Baron Warkosch von Curatus Schmidt wegen Hochverraths, an Friedrich II. verübt, in effigie zu Breslau enthauptet und geviertheilt.

1802. Brand zu Landsberg bei Rosenberg.

Den 12. Mai 1488. Das vereinte Heer der Ungarn und Schlesier rückt gegen Herzog Johann II. zur Belagerung von Glogau, die Vorstadt wird abgebrannt.

1541. Brand zu Schweidnitz, die ganze Stadt ohne das Schloß und eine Vorstadt brennt nieder.

1689. Wohlau brennt ab bis auf 20 Häuser.

1700. Die evangelische Pfarre und die Begräbnißkirche zu Kreuzburg eingegeben, erstere 1707 den Evangelischen wiedergegeben.

Den 13. Mai 1433. Herzog Bolekslaus von Oppeln, ein Freund der Hussiten, wird bei Nybnik von Herzog Nikolaus von Ratibor geschlagen.

1634. Schlacht auf den Goldberger Anhöhen zwischen Lindenbusch und Goldhuben bei Liegnitz. Der kaiserliche Feldherr Graf Callowrede wird von dem sächsischen General Arnheim geschlagen.

1723. Kloster und Kirche zu Liebenthal brennen ab.

1735. Brand zu Nimptsch, 28 Häuser.

1758. Brand zu Glogau, 170 Häuser nebst Jesuiten-Collegium, Pfarrkirche, evangelische Friedenskirche u. s. w.

Den 14. Mai 1343. Bischof Przemislav I. weiht zu Liegnitz das Benediktiner-Nonnenstift zum heiligen Leichnam zwischen der Stadtmitte und dem Hegenteiche ein, welches der reiche Advocatus judex curiae Franko von Trebelwitz hatte erbauen lassen.

1433. Treffen zwischen Breswoiy und Glogau: Die siegreichen Breslauer und Schweidnitzer nehmen den Hauptmann des Schlosses Nimptsch, Peter Polack nebst vielen Anhängern der Hussiten gefangen.

1511. Stadt Trebnitz brennt ab.

1527. Aufruhr der Evangelischen zu Peterwitz bei Jauer, ihr Pfarrer Frenzel war in Folge seiner Verehlichung in Jauer gefangen gesetzt, den sie mit Gewalt befreien wollten.

1652. Große Feuersbrunst zu Bunzlau.

1712. Die Barmherzigen Brüder kommen nach Breslau und nehmen an diesem Tage die ersten Kranken in ihrem Kloster auf.

Den 15. Mai 1253. Herzog Heinrich III. ertheilt Trachenberg das Stadtrecht.

1428. Die Hussiten verwandeln auf ihrem Heerzug von Goldberg nach Steinau die Stadt Lüben in einen Schutthaufen.

1477. Guhrau brennt nieder bis auf 40 Häuser und die Kirche.

1710. Hohenfriedeberg brennt darnieder.

1807. Ein preußisches Corps wird bei Salzbrunn durch Franzosen unter Lefevre theils gefangen, theils niedergehauen.

Den 16. Mai 1472. Das Herzogthum Sagan wird von Herzog Johann II. an den Kurfürst Ernst und Herzog Albert von Sachsen für 55 000 Dukaten verkauft.

1566. Verordnung, die Betglocke täglich Nachmittags wieder den Türken zu läuten.

Allerlei Heiteres.

Die kleine Vorsicht. In eine Sparbank zu Manchester in New Hampshire trat dieser Tage ein etwa siebenjähriges Mädchen und sprach den Wunsch aus, das Institut zu besichtigen. Da das Kind allein gekommen war, so machte sich der Schatzmeister der Bank das Vergnügen, ihm Alles zu zeigen: die Bücher und den diebessicheren Schrank, so sogar das höchst complizierte Schloß des letzteren. Das Mädchen erklärte sich völlig zufriedengestellt und sagte, ihr Vater habe fünf Dollars für sie eingezahlt und sie wolle sich nur mit eigenen Augen davon überzeugen, daß das Geld auch sicher sei.

Einer von Vielen. In einem pariser Café chantant wird sich demnächst ein junger Mann Namens Eugen Bondon sehen lassen, der auf einem prächtig entwickelten Körper einen Kopf trägt, an welchem man Aehnlichkeit mit einem — Kalbskopfe wahrnehmen will. Bondon giebt an, daß seine Mutter kurz vor seiner Geburt ein Kalb geschlachtet habe, und bringt sein Aussehen mit dieser unweiblichen Thätigkeit in Beziehung. Wenn auf diese Weise alle Kalbsköpfe ausgestellt werden sollten! —

Ja wenn! Der Marquis von Calinaux sagte zu seinem Sohne: Ich bin nicht reich, mein Kind, weil Deine Mutter immer sehr verschwenderisch gewesen. Ja, wenn ich nicht verheirathet hätte, da hättest Du nach meinem Tode können fünfzigtausend Livres Rente erben.

Beim Präsidenten. „Ist der Herr Präsident anwesend?" — Diener: „Jo, mein Herr, aber wenn er auch anwesend ist, empfängt er doch nicht." — „Gut, so werde ich wiederkommen, wenn er nicht da ist."

Zweideutig. „Nun, lieber Freund, haben Sie sich gut amüsirt bei dem gestrigen Familienconcert des Präsidenten?" — „Danke, es geht. Es ging nur Alles so ein bischen durcheinander: den Thee habe ich dünn bekommen, die Musik aber dick!"

Kindisch. Fräulein Andree befand sich mit ihrer Mutter in einem Eisenbahncoupe, in welchem auch der Hausarzt saß. Dieser fragte die Dame, ob er rauchen dürfe, was ihm zugestanden wurde. Einige Tage darauf sprach man von einer Verordnung des Arztes und Fräulein Andrée rief: „Ach, Doctor X. versteht ja nichts." — „Warum glaubst Du das?" — „Er weiß ja nicht einmal, ob er rauchen darf; er hat erst die Mama fragen müssen."

Räthsel.

1. Silbenräthsel von Emma Hartwig.

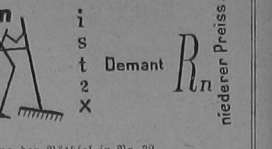
Die erste Silbe ist ein Wort,
Danach sehnt sich Mancher im Leben,
Dort aber wähnt er sich hochbeglückt,
Nur dann erfüllt sich sein Streben.
Die zweite Silbe besitzt Jedermann,
Der ohne Bangen und Zagen
Die Mühsal des Lebens ertragen kann,
Der tapfer kämpft in Gefahren.
Das Ganze ist ein häßlich Ding,
Daran schon Mancher zu Grunde ging;
Vielen ist es zu eigen,
Die nachher in Demuth sich neigen.

2. Quadrat-Räthsel von Emilie Pflücker.

1	2
3	4

Am Strand der grünen 1 und 2,
Da band im Mondenscheine
Ein Brieschen um die 3 und 2
Die reizend-süße Kleine,
Die schön wie eine 1 und 4.
Sie hatt' in ihm geschrieben:
„Kommst Alle her zur 3 und 4
Des Schwesterleins, Ihr Lieben, —
Ihr Lieben all, von weit und breit."
Und sprach: „Reg' Deine Schwingen"
Zur 3 und 2: „Müßt rasch Bescheid
Und gute Antwort bringen!"

3. Rebus.



Auflösung der Räthsel in Nr. 32.

1. Des Räffelsprungs:

Im Arm des Freundes kann gedeihen
Allein der Künste Meisterschaft,
Und seine Strahlen nur verleihen
Dem Werk der Menschen Halt und Kraft.
Die Saat schießt auf, in Felder prangen,
Die Stärkkeit Gewerbe blühn,
Nach Ewigem ein fromm Verlangen
Mag ahnungsvoll die Brust durchglühn.
Der Friede hebt der Völker Treiben,
Verleiht Vertrauen, Kraft und Muth:
Der Friede — dieses theure Gut —!
Der Friede mög' uns immer bleiben!

2. Des Wortbild-Räthsels:

Stehende Heere sind Hauptübel.

(Die Auflösung des dritten Räthsels ist bereits in voriger Nummer enthalten.)

Correspondenz und Fragenbeantwortung.

Zu beachten. Unverlangt eingehende größere Manuscripte werden nur im Falle, daß ihnen genügendes Rückporto beiliegt, kleine Manuscripte überhaupt nicht zurückgesandt.

000 in O-heim. Für das Nordseebad „Zandvoort" (bei Haarlem) empfiehlt sich Wohnung in der „Villa Maria" (Schriftprin: Fr. M. A. Wolterdeck). Lassen Sie sich von derselben einen Prospect senden.

Marie von B. Ganz können wir Ihr „Erlösungsgedicht" leider nicht zum Abdruck bringen, aber eine Strophe desselben wollen wir doch unseren Lesern und — Ihrem Theobald nicht vorenthalten:

„Ich denke Dein, geliebter Theobald,
Und bin und bleib' Dir treu.
Du aber vergaßest mich sobald
Als Dir eine andere Stadt geworden neu."

Der gastige Theobald wird wohl in der andern neugewordenen Stadt auch ein neugewordenes Fräulein gefunden haben!

Ghunsal. G. B. Kreuzburg. Richtig.

F. Ddh. Berlin. Der „dichterische Versuch", mit welchem Sie den Frühling besingen, ist selbst ein Frühlingskeim: — gönnen Sie ihm ein sommerliches Wachsen!

J. W. in Danzig. Ja, öfteres Nosiren.

G. Zobald. Ueber die „Gesundheits-Zahnköpfe" mit Patenteinlage mit Wasser gefüllt" haben wir kein Urtheil. Fabrikant in derselben sind Geb. Oettinger in Ulm.

P. K. in M. Ihre Lösungen sind nettet. Daß wir alle eingehenden Preisräthsel-Lösungen schon vor dem bestimmten Termin in unserer Correspondenz als richtig oder falsch bezeichnen sollten: entspricht durchaus nicht dem Zweck. — Zum Löthen von Weißblech wird in der Regel ein Schmelzloth aus 2 Theilen Blei und 1 Theil Zinn angewendet. Schwächeres Schmelzloth besteht aus 3 Theilen Zinn und 1 Theil Blei. Die Masse wird flüssig angegossen oder mittelst eines glühenden Eisens angerieben. Manchmal wird zum Löthen von Weißblech auch ein sogenanntes Lötheisen, bestehend aus einer Mischung von Kolophonium, Talg und etwas Salmiak, angewendet.

Pfarrer F. St. in P. Wir bezeichnen in der Rubrik „Alte Leute" nicht Todte, sondern Lebende; danken Ihnen aber gleichwohl für Ihre freundliche Bemühung.

Oscar B. in Ybn. Wollen Sie etwas allgemein Interessantes über die Sagen vom „Rhein" schreiben? Das Landschaftliche ist, wie Sie finden, in gegenwärtiger Nummer erledigt. — Ein Radesalmittel gegen Sommersprossen giebt es nicht. „Sandabreibungen" sind geradezu Unsinn.

Auguste H. in Gr. Ist noch nicht abgedruckt. Wir müssen um etwas mehr Geduld bitten. Unsere Manuscript-Vorräthe sind groß; daher können wir Ihnen auch für Ihre noch zu berücksichtigende Novelle nur geringe Hoffnung machen.

Gerichtssekretair K. Das sogenannte Kunstbalt-Räthsel stand ursprünglich in den „Schlesischen Provinzialblättern". Ob Ihre Lösung: „Zug-Leiter" richtig ist, lassen wir dahingestellt.

Wilhelm Wuttchy in Reichenbach i. Schl. Melden Sie sich bei Ihrem Lehrer oder Papa, damit er Ihnen die Bestellung für Ihre zeichnerischen Kunststücke ad posteriora verabreicht.

Wir ersuchen Alle, welche Sendungen an die Redaction dieses Blattes richten, auf der Adresse stets dem Titel des Blattes „Schottsteinfeger Verlag" beizufügen.

Inhalt: Die Schlosstrau von Scharfenstein. Roman von E. von Wald. (Fortsetzung.) — Die Alten und die Jungen. Gedicht von F. Ibus. — Die deutsche Schilderstiftung und die Schule. Zur Vorbereitung des großen Doppel-Jubiläums. (Hierzu eine Illustration.) — Marktfisch und seine landschaftlichen Partien. Von Carl Kayser. — Liebe in Calabrien. Aus dem Italienischen des Luigi Archinti von Konrad Telmann. (Fortsetzung.) — Schwiegers Feuermeyer-Leiter. (Mit zwei Illustrationen.) — In Walde. Gedicht von August Ritmann. — Schlesische Chronik. — Aus Heimath und Fremde: Indischer Wald. (Mit Illustration.) — Allerlei Nützliches. — Schlesischer Geschichtskalender. — Allerlei Heiteres. — Räthsel. — Correspondenz und Fragenbeantwortung.

Verantwortlicher Redacteur: Karl Teschner in Breslau. — Druck und Verlag von S. Schottsteinfeger in Breslau.